Mit Farbbeilage

Junge Welt

BERLIN
Juli 1940 · Heft 7
JAHRGANG 2

Italiens und Deutschlands Jugend marschieren zum Sieg

30 Pf.

DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND





Kameraden, deren mutiges Vorbild uns erfüllt!

JUNGE WELT
JULI 1940 · BERLIN · Reichszeitschrift der Hitler-Jugend · HEFT 7 · JAHRGANG 2

2 x 18 TAGE



1. TAG

Über die Grenzen! Panzer auf Panzer passiert im frühen Morgengrauen die Straßensperre zum Vorstoß in Feindesland. „Die deutschen Truppen haben heute um 5.30 Uhr die holländische, luxemburgische und die belgische Grenze überschritten . . ."

4. TAG

In Lüttich! Das Volk liest die verteilten Flugblätter, belgische Polizisten leisten Absperrdienst. „Deutsche Truppen sind in die Stadt Lüttich eingedrungen . . Auf der Zitadelle weht die deutsche Flagge"



2. TAG

Fort Eben Emael gefallen. Der Führer im Gespräch mit drei Stoßtruppführern eines Fallschirmjägerregiments, denen er für die Niederkämpfung des Forts Eben Emael das Ritterkreuz überreichte. Das stärkste Fort der Festung Lüttich war gefallen.

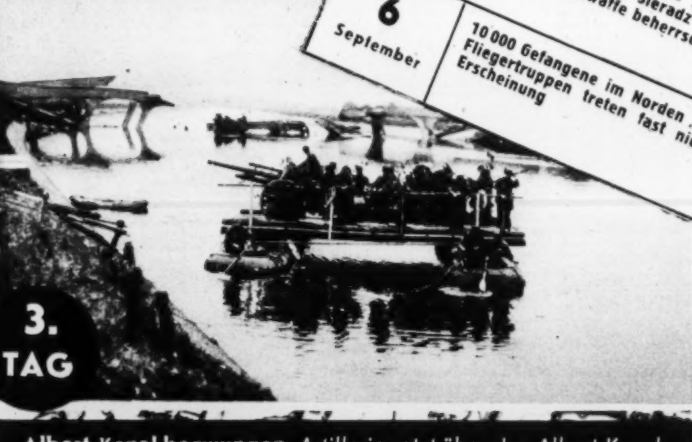
5. TAG

Holland hat kapituliert! Rotterdams selbstverschuldetes Schicksal bewies den Einsichtigen den Wahnwitz eines längeren und am Ende zwecklosen Widerstandes gegen die deutschen Waffen. „Holland hat kapituliert . . . Beim Übergang über die Maas bei Sedan ist die Maginotlinie nach Nordwesten durchbrochen worden"

FELDZUG IN POLEN

Das OKW gab bekannt:

1 September	In Erfüllung ihres Auftrages, der polnischen Gewalt Einhalt zu gebieten, sind Truppen des deutschen Heeres heute früh über alle deutschen und polnischen Grenzen zum Gegenangriff angetreten
2 September	Netze vor Nakel erreicht . . . Dicht vor Graudenz wird gekämpft . . . Deutsche Luftwaffe zerstörte polnische Flugplätze
3 September	Jablunka-Paß bezwungen
4 September	Weichsel bei Kulm erreicht . . . In Festung Graudenz eingedrungen . . . Einschließung der polnischen Korridorarmee
5 September	Vorgehen auf Krakau . . . Jaworzno genommen . . . Bei Sieradz über die Warthe . . . Die Luftwaffe beherrscht den Luftraum
6 September	10 000 Gefangene im Norden . . . Polnische Fliegertruppen treten fast nicht mehr in Erscheinung



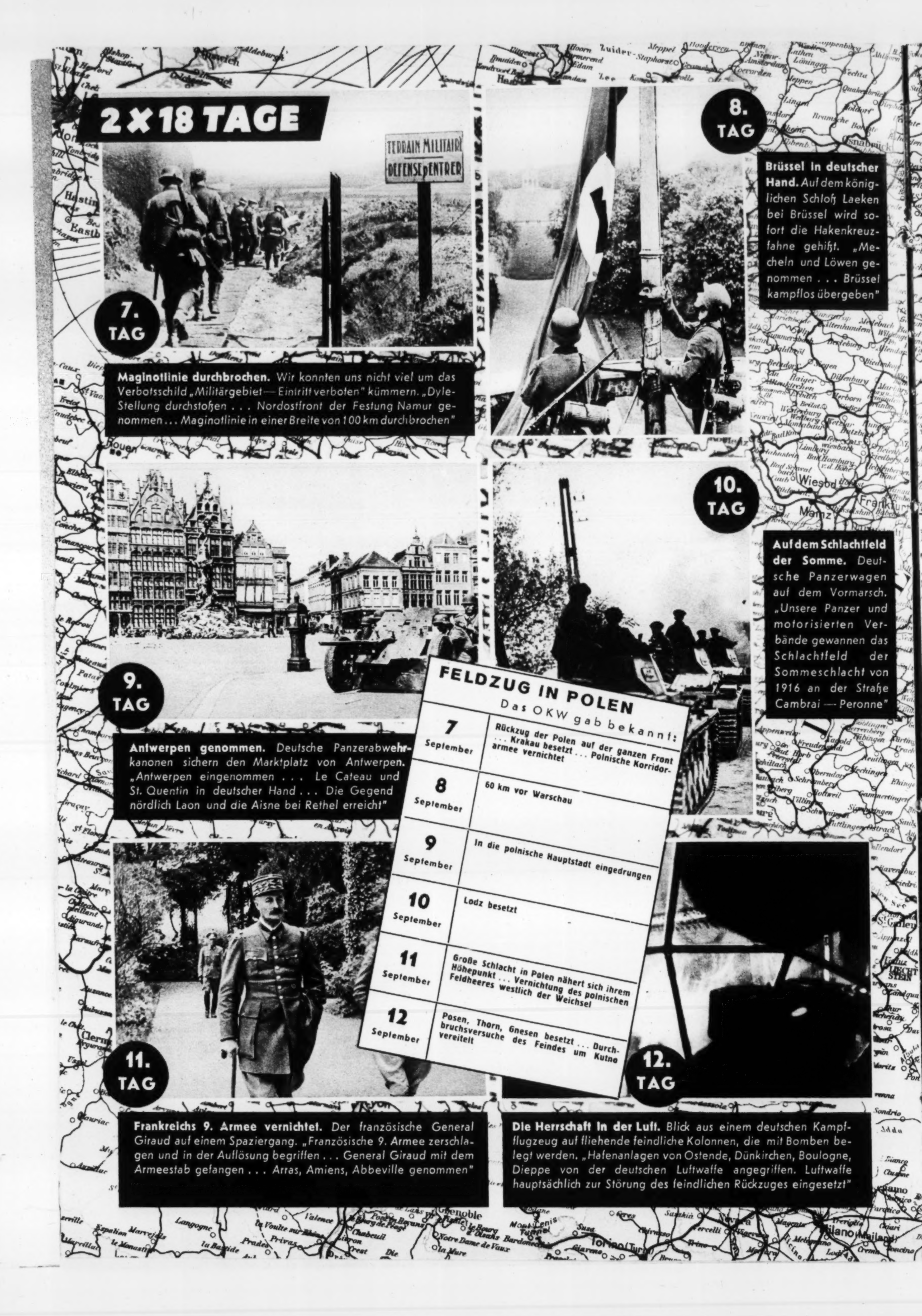
3. TAG

Albert-Kanal bezwungen. Artillerie setzt über den Albert-Kanal, ein wichtiges Stück in Belgiens strategischem System. „Provinz Groningen besetzt . . . Issel-Stellung durchstoßen . . . Grebbe-Linie und Peel-Stellung durchbrochen . . . Übergang über den Albert-Kanal erzwungen . . . Ganz Luxemburg in deutscher Hand"



6. TAG

Zwischen Antwerpen und Namur. Das Fort Marchovelette, jetzt in den Händen deutscher Truppen, war eins der stärksten der Festung Namur. „Der Feind stellt sich in der Festung Antwerpen, in der Dyle-Stellung und in der Festung Namur zum Kampf"



2 × 18 TAGE

7. TAG

Maginotlinie durchbrochen. Wir konnten uns nicht viel um das Verbotsschild „Militärgebiet — Eintritt verboten" kümmern. „Dyle-Stellung durchstoßen . . . Nordostfront der Festung Namur genommen . . . Maginotlinie in einer Breite von 100 km durchbrochen"

8. TAG

Brüssel in deutscher Hand. Auf dem königlichen Schloß Laeken bei Brüssel wird sofort die Hakenkreuzfahne gehißt. „Mecheln und Löwen genommen . . . Brüssel kampflos übergeben"

9. TAG

Antwerpen genommen. Deutsche Panzerabwehrkanonen sichern den Marktplatz von Antwerpen. „Antwerpen eingenommen . . . Le Cateau und St. Quentin in deutscher Hand . . . Die Gegend nördlich Laon und die Aisne bei Rethel erreicht"

10. TAG

Auf dem Schlachtfeld der Somme. Deutsche Panzerwagen auf dem Vormarsch. „Unsere Panzer und motorisierten Verbände gewannen das Schlachtfeld der Sommeschlacht von 1916 an der Straße Cambrai — Peronne"

FELDZUG IN POLEN

Das OKW gab bekannt:

7 September	Rückzug der Polen auf der ganzen Front . . . Krakau besetzt . . . Polnische Korridor-armee vernichtet
8 September	60 km vor Warschau
9 September	In die polnische Hauptstadt eingedrungen
10 September	Lodz besetzt
11 September	Große Schlacht in Polen nähert sich ihrem Höhepunkt . . . Vernichtung des polnischen Feldheeres westlich der Weichsel
12 September	Posen, Thorn, Gnesen besetzt . . . Durchbruchsversuche des Feindes um Kutno vereitelt

11. TAG

Frankreichs 9. Armee vernichtet. Der französische General Giraud auf einem Spaziergang. „Französische 9. Armee zerschlagen und in der Auflösung begriffen . . . General Giraud mit dem Armeestab gefangen . . . Arras, Amiens, Abbeville genommen"

12. TAG

Die Herrschaft in der Luft. Blick aus einem deutschen Kampfflugzeug auf fliehende feindliche Kolonnen, die mit Bomben belegt werden. „Hafenanlagen von Ostende, Dünkirchen, Boulogne, Dieppe von der deutschen Luftwaffe angegriffen. Luftwaffe hauptsächlich zur Störung des feindlichen Rückzuges eingesetzt"

13. TAG

Feindliche Durchbrüche scheitern. Schwerer französischer Panzerkampfwagen, von den Franzosen für unbezwingbar gehalten ... erledigt! „Durchbruch feindlicher Panzerkräfte bei Cambrai abgewiesen ... Vormarsch auf Calais"

FELDZUG IN POLEN

Das OKW gab bekannt:

13 September	Lemberg erreicht
14 September	Vernichtungsschlacht bei Radom ... 60 000 Gefangene ... Ring um Warschau geschlossen
15 September	Gdingen genommen ... In Festung Brest-Litowsk eingedrungen
16 September	Przemysl genommen ... Ring um Kutno verengt ... Bialystok genommen
17 September	Lemberg umstellt ... Kutno genommen ... Bzura von Norden überschritten ... Warschauengumschlossen ... Polnischer Militärbefehlshaber in Warschau lehnt es ab, deutschen Offizier zu empfangen
18 September	Feldzug in Polen geht seinem Ende entgegen ... Das eingeschlossene Warschau entsendet keinen Parlamentär

14. TAG

Feindverkehr gelähmt. So wirkte eine Stukabombe auf einem belgischen Bahnhof. „Tournai genommen, Loretto-Höhe erobert ... Luftwaffe bekämpft Verkehrsanlagen, Truppenbewegungen und Truppenansammlungen"

15. TAG

Gefangene, Gefangene. Das Heer der Gefangenen beginnt anzutreten, in den Sammellagern liegen sie endlich in Tuchfühlung. „Der Ring um die belgische Armee, das englische Expeditionsheer und Teile der 1., 7. und 9. französischen Armee endgültig geschlossen ... Gent, Kortryk, Vimy-Höhen und Boulogne genommen ... Die Gefangenenzahl erhöht sich ständig"

16. TAG

Konzentrischer Angriff. Kämpfend und marschierend, marschierend und kämpfend vollbringt unsere Infanterie unerhörte Leistungen. „In Flandern setzten wir den konzentrischen Angriff gegen die eingeschlossenen feindlichen Armeen unter ständiger Verengung ihres Kampfraumes auf der ganzen Front fort"



17. TAG

Calais gefallen. Im Hafen von Calais: Ein zertrümmerter Wagenpark, im Hintergrund ein brennender Öltank. „Einbruch in die feindliche Front bis dicht vor Ypern ... Calais gefallen ... Gegenangriffe mit blutigen Verlusten für den Feind abgeschlagen"



18. TAG

Belgien kapituliert. Belgische Gefangene marschieren nach der Entwaffnung in ihre Heimatgarnisonen. „Unter dem Eindruck der vernichtenden deutschen Waffen hat der König von Belgien ... den deutschen Forderungen nach bedingungsloser Kapitulation entsprochen ... Die belgische Armee hat mit dem heutigen Tage die Waffen niedergelegt und zu existieren aufgehört"

Kameraden siegen!

Panzertruppen-Leutnant und Pimpfenführer schlägt zehn Panzerangriffe ab. Bis zur letzten Panzergranate Widerstand geleistet

Von Kriegsberichter Günter Kaufmann, Gebietsführer der Hitler-Jugend

…ugnis ausstellt. Hier
auch der Name des Leutnants Müller
zu nennen, der mit seinem Panzerabwehr-
geschütz südlich Sedan von 11 schweren fran-
zösischen Panzern fünf abschoß und den Rest
zur Flucht zwang.



Mit der Infanterie geht es im Morgengrauen gegen eine feindliche Höhenstellung; der dichte Bodennebel erweist sich als guter Freund unserer Truppe. Der Wettergott ist mit uns im Bunde. Niemals wäre es sonst möglich gewesen, mehrere Infanteriebataillone und eine ganze Anzahl von Pakgeschützen über einen Kanal zu setzen, ohne von feindlichem Artilleriefeuer gehörigen Dunst zu erhalten.

Männer ziehen 8 km ihre Pak

Ein junger Leutnant von den Panzerjägern geht mit drei Pakgeschützen und den Männern seines Zuges nach vorn. Ein Leutnant wie jeder andere. Vielleicht, daß er die Feldmütze etwas verwegener im Gesicht trägt, aus seinen Mienen eine jungenhafte Frische und Fröhlichkeit spricht, obschon es verdammt ernst zu werden verspricht. Nicht weit von ihm liegt ein deutscher Kriegsberichterstatter in einer Schützenmulde, das Auge am Fernglas, sieht auch den jungen Leutnant mit seiner Pakbedienung, weiß noch nicht, was er in dieser Schlacht bedeutet. Denn viele gehen hier gegen den Feind an, viele die Soldaten sind, denen aber der Tod den Erfolg aus den Händen windet und deren Tat nur im großen Namen des unbekannten Soldaten verewigt wird.

Die Wiesen sind feucht von dem Regen des gestrigen Tages. Tief mahlen sich die Räder der Geschütze in den Wiesengrund ein. Die Männer haben schwer zu ziehen. Hier sind weder Fahrzeuge noch Pferde vor die Geschütze gespannt, hier muß sich die Mannschaft selbst einspannen, um zu ziehen und zu schieben, acht Kilometer gegen den Feind. Leutnant M. zieht selber mit, er steht seinen Kameraden in nichts nach, macht ihm ja auch gar nichts aus, ist es ja gewöhnt, wenn er mit seinen Pimpfen als Jungbannführer in den Wäldern des sächsischen Erzgebirges Geländespiele durchführte und schon dort so manchen Schweißtropfen ließ. M. weiß auch, daß es einfach unmöglich gewesen wäre, über die kleine Notbrücke aus Schlauchbooten und Floßsäcken Fahrzeuge über den Kanal zu setzen. Und eine größere Brücke zu bauen, war weder Zeit bei dem schnellen Vorgehen im Schutze des Bodennebels, noch hätte sie im Artilleriefeuer des Feindes Sinn gehabt. Menschliche Kräfte, durch Zähigkeit, Gefahr und eisernen Willen verdoppelt, schleppen die Geschütze nach vorn. Jedes Nachlassen würde die Kameraden der Infanterie gegen feindliche Panzerangriffe preisgeben und könnte schwere Verluste zur Folge haben. So ziehen und schieben sie ihr Geschütz nach vorn um der Kameraden willen.

Ein Geschütz im Schlamm versackt

Wütendes MG.-Feuer prasselt ihnen aus feindlichen Stellungen entgegen. Sobald der Feind die Geschütze erkennt, läßt er von den vorgehenden Infanteristen ab und verlagert sein Feuer auf die Bedienungsmannschaften der Geschütze. Hinzu kommt ein verschlammter Graben und ein Bach. Pioniere können hier keine Brücke mehr schlagen. Also auch ohne sie hindurch. Zwei Geschütze schaffen es, das andere bleibt bis zum Rohr im Schlamm stecken. Es wird zurückgelassen, die beiden anderen Geschütze um die Bedienungsmannschaft des aufgegebenen verstärkt. Man wird die Männer brauchen können! Schon muß der erste Verwundete zum Verbandsplatz gebracht werden.

Ununterbrochen hämmert das feindliche MG.-Feuer in die Reihen der stürmenden Truppe. Aber unaufhaltsam geht es der Höhe zu. Immer schwächer wird der Widerstand des schon durch unsere Artillerie mürbe gewordenen Gegners. Der Feind verläßt die Höhe. Vorsichtig sichernd besetzen unsere Infanteristen den Kamm, werfen sich in die Granattrichter, um vor dem Schrapnellfeuer der Franzosen Deckung zu finden.

Panzer in Sicht

Plötzlich geht der Ruf „Panzer nach vorn!" Von Granatloch zu Granatloch geht die Warnung, alle Blicke wenden sich den gepanzerten Franzosen zu, wandern zwischen ihnen und ihrem Kompanieführer hin und her. Die Höhe muß gehalten werden, ein Wanken und Weichen kommt nicht in Frage. Unsere Pakgeschütze sind aufgefahren. Leutnant M. erteilt Feuerbefehl, obschon die vier feindlichen Panzerspähwagen noch in einer Entfernung von 1100 Meter heranrollen. Aber seine Feuertätigkeit erhöht die Sicherheit der hier liegenden Infanterie und bewegt den Feind vielleicht, vorzeitig abzudrehen. Doch die Schüsse der braven kleinen 3,7-Zentimeter-Kanonen sitzen. Zwei dieser Panzerwagen werden vernichtet und bleiben liegen, ein anderer rollt sehr langsam — schwer beschädigt — davon, und nur einer verschwindet heil im jenseitigen Wald.

Verstärkt greift der Feind von neuem an

Auf der Höhe atmen die beiden Sturmbataillone auf. Eine Pause zum Verschnaufen ist ihnen gegönnt. Jetzt müssen weitere Pakgeschütze heran, aber sie werden nicht durchkommen, denn auf den Wegen zurück hämmert wie wild die feindliche Artillerie. Das bedeutet nichts Gutes.

Wenig mehr als eine Stunde vergeht, und wieder kommen feindliche Panzer nach vorn. Diesmal keine Spähwagen, sondern solche schweren Kalibers mit 3,7- und vor allem 4,7-Zentimeter-Kanonen. Leutnant M. zählt sie mit den Augen am Fernglas. Acht sind es schon, dann kommt der neunte, immer mehr erscheinen am Wald. Schließlich sind es zwölf. Es ist die Stunde der eisernen Nerven. M. zählt, als stünde er irgendwo in seiner



Heimat, um den Kampf einer blauen gegen eine rote Partei zu leiten. Nur jetzt die Ruhe bewahren, denkt er bei sich. Wenn hier einer laufen würde, wäre es mit dem Besitz dieser Höhe zu Ende. In solchen Minuten beweist sich, wer Führerpersönlichkeit ist. Zwei deutsche Pakgeschütze auf völlig ungedecktem Gelände und zwölf französische Panzer, das ist ein Kampf mit ungleichen Waffen, von vornherein scheint er hoffnungslos.

Aber die Segel werden nicht gestrichen, die Höhe gehalten, denn nicht noch einmal soll die Infanterie hier anrennen.

Aus einer Entfernung von 500—700 Meter eröffnen die Panzer das Feuer aus allen Rohren. Unsere beiden Paks antworten. Die Jungens schießen sauber. Die MGs. der Infanterie begleiten mit ihrem Rattern den ungleichen Feuerkampf. Getroffen, wenn auch nicht kampfunfähig, ziehen sich die Panzer hinter eine kleine Bodenerhebung zurück, sie verschwinden für Minuten. Dann erscheinen sie wieder, rollen vor, bleiben stehen, schießen und verschwinden wieder. Unsere Pakgeschütze feuern, wo immer der Feind sichtbar wird. Die Reihen der Bedienungsmannschaften lichten sich. Viermal sind die Panzer auf diese Weise erschienen und wieder verschwunden; als sie das fünftemal auftauchen, fällt eins unserer beiden Geschütze aus, der Auswerfer ist gebrochen. Aber drüben beim Feind sind schon vier Panzer auf der Strecke geblieben. Jetzt geht der Kampf zwischen einem Geschütz und acht französischen Panzern weiter. In atemloser Spannung verfolgen die Infanteristen den Kampf, feuern, was das Zeug hält, graben sich ein, weil sie die Höhe halten möchten.

Der neunte Panzerangriff

Achtmal ist der Franzose erschienen, achtmal hinter die Deckung zurückgewiesen. Weit über eine Stunde dauert das Gefecht. Ruhig und unerschütterlich gibt der junge Leutnant, unser Freiberger Jungbannführer, seine Befehle. Als der Feind das neuntemal angreift, steht das einzige deutsche Geschütz fast ohne Munition. Mit den letzten acht Granaten, ruhig wird gezielt, jeder Schuß sitzt. 220 Schuß haben sie zusammen abgegeben, 190 davon Treffer, vier Panzer völlig vernichtet, sechs weitere beschädigt und außer Gefecht gesetzt. Da geben die Bataillonskommandeure aus Verantwortungsgefühl für das Leben der Kameraden den Befehl zum Rückzug. Der beste Geschützführer der Kompanie ist durch den Splitter einer Panzersprenggranate getötet, einige andere verwundet. Das gefechtsfähige Geschütz wird von den Bedienungsmannschaften heruntergeholt, das andere nimmt der Leutnant M. mit, der nach siegreichem Kampf als letzter der Übermacht auf dieser Höhe weicht. Nun gehört sie für Stunden keinem von beiden.

In diesen Stunden ist die deutsche Führung von Stolz und Bewunderung für den Leutnant der Pak erfüllt, dessen heldenhafter Einsatz ermöglichte, die Höhe eine lange Zeit hindurch zu halten. Der deutsche Kriegsberichter lernt Leutnant M. kennen, von dem man heute schon weiß, daß er das E.K. I erhalten wird. Die beiden sprechen von Kampf und Verlusten, vom Erfolg und Einsatz des Tages. Um so länger sie sich dabei in die Gesichter schauen, um so stärker wird die Gewißheit, daß sie sich kennen. Und dann reichen sich in solcher Stunde der tiefsten Erlebnisse zwei HJ.-Führer die Hand, empfinden diese Begegnung als unverhofftes Glück und Freude, die Kraft und neuen Schwung gibt. Wiedersehen mitten in Frankreich, zwischen Granatlöchern und Toten. Wenige Meter von der Stelle, da sie sich die Hand reichten, liegt ein kleiner Erdhügel, ein Kreuz und ein Stahlhelm darüber. „Es ist einer meiner besten Freiberger Hitlerjungen." Sie bringen ihm stumm den Gruß der Jugend, für die er fiel.

In solcher Stunde der Begegnung alter Kampfgenossen, und zwar auf diesem Boden, wird des Reichsjugendführers gedacht, der hier mit seinem Regiment in den Tagen vorher gekämpft hat, ein Meldegänger unter Infanteristen, der als Gefreiter seinen Dienst vollbrachte, neben dem links und rechts der Tod unerbittlich Leichen riß und den an dieser schwer besetzten französischen Höhe ein gütiges Schicksal behütete.

Leutnant M. aber denkt an die Aufgaben, die morgen vor ihm liegen. Seinen Wünschen und seiner Sehnsucht, die seinen treuen Pimpfen in Freiberg in Sachsen gelten, jetzt nachzuhängen, bleibt keine Zeit.

Die Entscheidung bringt dem Helden den Sieg

Die Nacht ist hereingebrochen. Sie ist nicht zum Schlafen da, Munition muß herangebracht werden, neue Geschütze mit neuen Bedienungsmannschaften kommen heran. Am Nachmittag des anderen Tages stehen deutsche Infanteristen wieder auf Höhe 277, mit ihnen Leutnant M., mit fünf Geschützen und zahlreicher Munition. Aber auch der Gegner tritt mit frischen Reserven an, etwa zwanzig Panzer erscheinen auf dem Plan. Ein regelrechtes Duell entwickelt sich zwischen Panzerwagen und Geschütz. Nur daß der Franzose hinter Panzerplatten, der Deutsche im ungedeckten Gelände ficht. Aber dafür hat er gepanzerte Nerven, er hält aus, obschon sich bis auf zwanzig Meter zwischen Infanteristen und Panzerwagen der Kampf entwickelt.

Leutnant M. steht am Geschütz, erteilt in eiserner Ruhe seine Befehle, ein frohes Lächeln erhellt die müden Züge des Mannes, der unerschrocken wie der Kapitän auf der Schiffsbrücke zwei Tage mit der feindlichen Panzermacht im Ringen lag. Er lächelt, denn endlich verschwinden die letzten heilen Panzer des Feindes nach dem zehnten abgewiesenen Angriff in der Ferne, und der tapfere Sieger sinkt müde zum Schlaf in einen Granattrichter auf der eroberten Höhe.



... und wenn wir uns mit unseren Maschinen darauf stürzen müssten!

Leutnant Werner Baumbach, ein Sohn des Oldenburger Landes und ehemaliger Hitler-Jugend-Führer aus Cloppenburg, wurde vom Führer für die Versenkung eines englischen Kreuzers und andere hervorragende Waffentaten als Fliegeroffizier mit dem Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

Wenn eine Mutter voller Stolz von ihrem Sohne bekennt: „Nie hat der Werner uns Kummer bereitet", so wird diesem Sohn damit ein Lob gespendet, das man wohl mit etwas Vorsicht aufzunehmen berechtigt ist, denn oft wird ein solches Lob auch einem Duckmäuser ausgesprochen. Andererseits sind es oft nicht die schlechtesten Kerle, die in ihrer Jugend einmal über die Stränge schlagen und so ihren Eltern Sorge bereiten.

Werner Baumbach jedoch war kein Duckmäuser, sondern einer von den wenigen Menschen, die das Glück haben, bereits in früher Jugend ihr Ziel zu erkennen, und die innere Zucht, dieses mit aller Kraft zu verfolgen, ohne deshalb das zu werden, was man gemeinhin unter einem Streber versteht.

Er wurde am 27. Dezember 1916 in Cloppenburg geboren und hängt mit inniger Liebe an seinen Eltern und der Schwester, die sich mit ihm über seine Taten und Auszeichnungen freuen. So klar, wie er sein Ziel sah, war auch der Lebensweg Werner Baumbachs. Die Arbeiten in der Schule waren ihm keine Lasten, sondern Pflichten, deren Erfüllung er sich gern und freudig unterzog, so daß er sie mühelos bewältigte und durch sie nicht daran gehindert wurde, seinen freiwilligen Aufgaben im Dienst der HJ. nachzukommen. So war er seinen Jungen immer ein rechter Führer und — obwohl kaum älter als sie — Beispiel und Vorbild in Kameradschaft und selbstverständlicher Pflichterfüllung. In dieser Zeit reifte Werner Baumbachs Wunsch zum Entschluß: „Ich werde Flieger!"

In harter, zielstrebiger Arbeit innerhalb der Flieger-HJ. an sich selbst, setzt er diesen Entschluß in die Tat um und erwirbt noch vor der Vollendung seines achtzehnten Lebensjahres alle drei Segelflugscheine, um unmittelbar darauf bereits im Kunstflug zu schulen, denn bereits zum Gebietssporttag der Nordsee-HJ. im Jahre 1935 schreibt er an den Flugsach-



Unser Kamerad Werner Baumbach

bearbeiter des Gebietes: „Da ich evtl. auch Kunstflug vorführen könnte, wäre es angebracht, wenn ich vorher die Kunstflugprüfung ablegen würde. Ich habe vom 15. Juli bis Anfang August Zeit, zu einem Lehrgang nach Laucha zu fahren. Ich bitte Dich, mich anzumelden und Druck dahinter zu setzen."

Doch obgleich Werner Baumbach unablässig an sich arbeitet, seine Kenntnisse auf allen Lebensgebieten erweitert, seinen Körper stählt und es als eine Selbstverständlichkeit betrachtet, seine Gesundheit von schädigenden Einflüssen, wie dem Genuß von Alkohol und Nikotin freizuhalten, so geht es ihm doch immer um die Sache und niemals um die Befriedigung eines persönlichen Ehrgeizes. Ununterbrochen wirbt er in den Reihen der Hitler-Jugend für den Flugsport. Die Flieger-HJ. in Cloppenburg kommt unter seiner Führung in Schwung, daneben arbeitet er im Bann als Sachbearbeiter für Flugertüchtigung und keiner kann ihn übertreffen im Einsatz für die Gemeinschaft; Lohn sind ihm die segelfliegerischen Erfolge, zu denen er die durch ihn begeisterten und ausgebildeten Jungen führen kann.

Nach dem Reichsparteitag 1934, zu dem Werner Baumbach erstmalig vor dem Führer steht, hat er ein Erlebnis, das den Hitlerjungen zu dem Entschluß kommen läßt, sein Leben einzig dem Führer und Deutschland zu weihen. Er findet auf der Titelseite einer Illustrierten Zeitung, die vom Reichsparteitag berichtet, sein Bild und darunter das Führerwort:

„Und allen geht das Herz auf, wenn wir euch sehen, und wenn wir in euch das Unterpfand erblicken können, daß unsere Arbeit nicht umsonst gewesen ist."

Werner Baumbach sieht darin nicht das blinde Wirken eines Zufalles, er sieht darin einen Fingerzeig des Schicksals, eine große und heilige Verpflichtung, der er sich nicht entziehen kann und will auf seinem Lebensweg als HJ.-Führer und Fliegeroffizier.

Das Vorbild, welches ihm dabei immer vor Augen steht, ist Richthofen, der rote Kampfflieger des Weltkrieges. Er hängt sein Bild in der elterlichen Wohnung auf, um auch nicht einen Augenblick irre werden zu können an seinem Ziel, das Stück für Stück durch den Einsatz des ganzen Menschen errungen werden muß. Vorzeitig wird er zur Reifeprüfung zugelassen und besteht. Der Arbeitsdienst erzieht ihn zu militärischer Härte, das Jahr 1936 sieht ihn als Fahnenjunker in der neuerstandenen Luftwaffe und das Jahr 1938 bereits als Offizier, der kein anderes Ziel kennt, als in der Stunde des Einsatzes bereit zu sein. Am 1. September 1939 fliegt Werner Baumbach zum erstenmal gegen den Feind. Der Warschauer Flughafen ist das Ziel, und der junge Offizier erhält seine Feuertaufe, von der er eine kurze Schilderung gibt: „Wir mußten uns schwer mit den polnischen Jägern und der Flak herumschlagen, bis dann unsere Jäger bald restlos aufräumten." Und danach folgte Einsatz auf Einsatz auf die strategisch wichtigen Punkte und bald auf die Rückzugslinien der Polen. Kurz und klar sind die brieflichen Andeutungen, die Werner Baumbach darüber gibt, und was an ihnen besonders auffällt, ist, daß er kaum jemals von sich selber spricht. Sein Ich tritt zurück hinter das Wir der kämpferischen Gemeinschaft, mit der er sich eins fühlt, und als Werner Baumbach einmal die Maschine schwer beschädigt eine ungeheure Strecke zurückfliegt, spricht er mit keinem Wort von seiner eigenen fliegerischen Leistung, sondern nur von der guten Arbeit unserer Flugzeugbauer. Im Polenfeldzug erwirbt sich Werner Baumbach mit seiner Besatzung das Eiserne Kreuz zweiter, beim Einsatz gegen England das erster Klasse. Doch seine schönsten und größten Erfolge sollte ihm Norwegen bringen, nachdem er inzwischen auf Sturzkampfflugzeuge umgeschult hat.

„Jetzt werden wir die schwersten Pötte versenken, und wenn wir uns mit unseren Maschinen darauf stürzen müßten."

War es ein Zufall, daß Werner Baumbach am Geburtstag des Führers diesen Entschluß in die Tat umsetzen konnte? Werner Baumbach gibt uns die Antwort auf diese Frage: „Wir wollten als kleiner Teil — als ganz kleines Glied dieser Gemeinschaft fliegender Besatzungen — mithelfen, einen großen Erfolg zu erringen: am Geburtstag des Führers einen schweren englischen Kreuzer zu versenken, eine Leistung, die nur aus dem engen Freundschaftsverhältnis und der Kameradschaft der Besatzungen erwachsen konnte, hinter denen jede Einzelleistung verblaßt."

Wortkarg und bescheiden, wenn er von sich selbst berichten soll, wird Leutnant Werner Baumbach um so gesprächiger und humoriger, wenn er von den Kameraden seiner Besatzung erzählt, von der nach seiner Ansicht ein jeder Mann ebensoviel leistet wie er, der Flugzeugführer selbst, wie diese Auszüge aus seiner Schilderung von der Versenkung des englischen Kreuzers beweisen.

„Die eingehende Flugbesprechung hatte gezeigt, daß die Art der Durchführung des Kampfauftrages stark vom Wetter bedingt sein würde. Mein Heckschütze, der Unteroffizier K., hatte dazu sehr treffend in seiner trockenen Art gemeint: ‚Herr Leutnant, heute ist wieder mal alles dran. Ich werde vorsichtshalber erst einmal die Zusatzverpflegung empfangen.' Nach seiner Ansicht konnte jetzt eigentlich nichts mehr schief gehen.

Gleich nach dem Start schlossen die Kettenflugzeuge eng auf, um sich nicht im Dreck zu verlieren. Fläche an Fläche fliegend, zum Greifen nahe, konnte man nun auch die beiden anderen Besatzungen in ihren Maschinen erkennen. Es ist etwas Besonderes, so zusammengebunden zu sein und zu fühlen, wie ein Wille alle beherrscht: den Feind zu finden und zu vernichten.

Unterdessen hatte unser bestes Stück der Besatzung, unser Bordfunker Unteroffizier Th., alle Hände voll zu tun. Er sagte auch schon bald durch das Kehlkopfmikrophon: ‚Herr Leutnant, alles klar!' Der Heckschütze hatte wiederholt die Brennstoffuhren überprüft und war der Ansicht, daß die Motoren bei jedem neuen Einsatz weniger Benzin verbrauchten. Ein guter Heckschütze ist eben doch unbezahlbar! Ich hatte keinen Grund zu widersprechen, und trotz des saumäßigen Wetters war die Stimmung der Truppe gut, wie Unteroffizier K. abschließend feststellte.

Wir bereiteten schon alles auf den Angriff vor: die Bombenabwurfgeräte wurden eingeschaltet, alle Schalter und Hebel wurden schnell noch einmal überprüft, die MGs. neu durchgeladen. Wir waren gerüstet.

In einem Wolkenloch lag der Fjord unter uns. Im gleichen Augenblick rief der Heckschütze auch schon: Unter uns ein großes Kriegsschiff! Und daneben ein ganz großer Transporter! Von jetzt ab ließen wir den großen Pott nicht mehr aus den Augen.



Leutnant Werner Baumbach

Da sich Wolken vor das Ziel schoben, kam ich beim ersten Anflug nicht mehr zum Angriff. Ich mußte abdrehen und einen neuen Anflug machen. Da setzte Flakabwehr vom Kreuzer und Transporter ein. Der Kreuzer schien Sperre zu schießen, denn die Flakwölkchen lagen wie ein dichter Teppich über dem Schiff. Ich wollte bei meinem zweiten Angriff unbedingt zum Schuß kommen, da sich das Wetter zusehends verschlechterte und wir damit rechnen mußten, daß uns der Kreuzer sonst noch entwischen könnte. Der Finger lag auf dem Bombenknopf, Funker und Heckschütze hatten die Hand am Abzug des MGs. Es lag eine Spannung auf den Gesichtern, wie ich sie noch nie so erlebt hatte. Deutlich stand darin die Frage: Ob es wohl klappen wird? Werden wir ihn treffen? Es wird, es muß gehen. Ich drückte sehr stark, der Bombenschütze hatte den Kreuzer, der verzweifelt versuchte, zu entkommen, bald gut im Visier und löste eine Bombe aus. Ein befreiender Ruck im Flugzeug zeigte an, daß sie gefallen war.

Im gleichen Augenblick schrie auch schon der Heckschütze: Treffer mitten auf dem Schiff an Steuerbord! Unsere MGs. hämmerten, es war wie ein Hexenkessel.

Starke Rauchentwicklung und Feuerschein zeigten uns, daß der Kreuzer, der der Suffolk-Klasse angehören mußte, schwerstens getroffen war. Wir flogen zurück."

Bald darauf brachte Leutnant Werner Baumbach einen englischen Transporter zum Sinken, und seit dem 10. Mai tut er im Westen Dienst.

Dann stand Werner Baumbach wieder vor dem Führer, doch diesmal Auge in Auge, und erhielt die höchste deutsche Kriegsauszeichnung, das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz.

Doch Ehren und Auszeichnungen ändern nichts an der bescheidenen geraden Haltung unseres Kameraden Werner Baumbach, der sich nach wie vor der Hitler-Jugend verbunden fühlt. Diese Zeilen schrieb er an seinen alten Kameraden Lüer Hogrefe:

„Sei bitte versichert, daß ich der Hitler-Jugend für immer die Treue halten werde. Ich werde nie vergessen, was ich ihr an innerer Einstellung zum Leben und den Fragen, die die Gemeinschaft angehen, zu verdanken habe."

H. H.

Bild eines Sturzkampffliegers

Begegnungen mit Leutnant Möbus / *Von Kriegsberichter Fritz Dettmann*

In Norwegen (PK.)

Als Martin Möbus 1917 geboren wurde, standen unsere Väter in Frankreich. Er lag, ein prachtvoll gedeihender Bengel, in der Wiege, als die deutschen Fronten unter der Übermacht des äußeren und inneren Feindes zusammenbrachen und das Chaos der Revolution Deutschland überflutete.

Martin Möbus gehörte zu jener Generation, die, dank ihrer Jugend, unbeschwerter als die heute Dreißigjährigen durch eine Zeit hindurchging, die manche Probleme stellte. Er ist ein Kriegskind und hat wie viele seines Jahrgangs die Theorie ad absurdum geführt, daß dieser Menschenschlag niemals für größere und schwere Aufgaben in Frage käme, da ihm die notwendige Härte fehlen müsse. Das Gegenteil ist richtig. *Er wuchs in den entscheidenden Jahren seiner Jugend in eine Bewegung hinein, an deren Zukunft er mit vollen Zügen glaubte. 1933 war Möbus sechzehn Jahre alt und führte eine Einheit der Hitler-Jugend von 250 Mann.* Als er sich entschied Offizier zu werden, hatte Hermann Göring schon den Grundstock für eine neue deutsche Luftwaffe gelegt.

Den Leutnant Möbus lernte ich vor drei Monaten in einem Fliegerhorst an der Nordseeküste kennen. Er ist von mittlerer Größe mit kräftigen breiten Schultern, und in seinem starken Gesicht stehen ein Paar wasserklare Augen. Er sammelt weder Briefmarken noch Autogramme von Filmgrößen. An langen Abenden führten wir tiefsinnige oder kernige Gespräche beim Bier, die um 22 Uhr, nach dem OKW.-Bericht, durch die Verzweiflungsausbrüche der Gruppe Hozzel unterbrochen wurden. Schließlich waren es ja ihre Bomben, die Warschaus Kapitulation miterwirkt hatten. Doch Polen schien schon Geschichte. Die Gegenwart meldete sich ihnen prompt um 22 Uhr mit Scapa Flow, Angriffe auf Konvois, versenkten bewaffneten Handelsschiffen und erfolgreichen Spähtruppunternehmen. Nach solchen Abenden kletterten sie am nächsten Morgen in die Maschinen, stiegen weit in den Himmel hinauf, brausten in eng geschlossenem Verband im Tiefflug über die Hallen und stürzten sich im Finale ihrer täglichen Kunst aus mehreren tausend Metern hinunter, als wollten sie die Erde zermalmen. Die Kerle hatten tatsächlich Angst. Angst, etwas zu versäumen . . .

*

Der Alarm kam in früher Morgenstunde. Über Flugplatz und Fjord lag noch der Nebel. Die Berge waren bis tief herunter in das Gewand weißer Wolken gehüllt. Ein naßkalter Nordost, der durch Mark und Bein ging, hatte Schnee und Hagel mitgebracht, und den Boden schwarz-weiß gesprenkelt. Es war so ungemütlich, wie es an einem Morgen ohne Sonne sein muß. Ein Aufklärer hatte den englischen Flottenverband wiedergefunden, der schon vor einigen Tagen auf Mitte Nordsee gesichtet worden war. Er ging, vom Namses-Fjord kommend, nach See.

Als die Staffeln starteten, sah es aus, als ob eine Meute edler Doggen nach wochenlanger Gefangenschaft das Gatter gesprengt hätte. Sie sprangen von ihren Standplätzen zu der Rollbahn, dann schrien die Motoren und rissen polternd Maschine auf Maschine von den Holzbohlen in die Luft. Möbus flog in der Kette hinter dem Kommandeur. Sie hatten das Loch in Nebel und Wolken an den Hängen der Berge bald gefunden und gingen über den Fjord hinaus auf das Meer. Der Hauptmann fragte durch den Sprechfunk, ob alles dran sei. Alles war da. Der Tag lichtete sich. Ein frischer Wind schaffte Ordnung über der See. Er trieb die Wolken, daß sie in Fetzen davonflogen und bald Meer und Himmel in voller Klarheit vor den Fliegern lagen. Noch flogen die Ketten der Flugzeuge dicht über dem Wasser. Erst nach einer Stunde stiegen die Maschinen. Die Urwelt der norwegischen Berge, die von der Brandung umschäumten Steine im Meer, die Schären verblaßten zu ihrer Rechten. Leutnant Möbus und sein Funker schienen wie hineingewachsen in die winzige Zelle ihres Flugzeuges. Ab und zu sah der Leutnant mechanisch auf den Kompaß, während der Unteroffizier hinter ihm eine Trommel auf das MG. schob. Es waren mechanische Blicke und Bewegungen. Denn vorn flog ja der Kommandeur. Die Maschine stieg.

Die Stimme des Kommandeurs meldete sich. Seine Maschine lag zweihundert Meter voraus. Möbus kniff die Augen zusammen. Nordwestlich größerer Flottenverband, wurde ihm und den anderen zugerufen, und dann sah er schon die schwachen Silhouetten im Horizont. Die Stukas stiegen. Der Tausend-PS-Motor hob sie und ihre Bomben federleicht immer weiter in den Himmel, der, soweit der Blick reichte, reingefegt von allem Gewölk war. Als größere Höhe erreicht war, begann das Feuer der Zerstörer. Der starke Flottenverband hatte sich auseinandergezogen und lag wie eine schwimmende Festung von Eisen und Stahl linker Hand vor ihnen. Unter den Gläsern zitterten die Zeiger der Instrumente. Möbus übersah mit einem Blick, daß unten mindestens dreihundert Geschütze gegen ihn und seine Kameraden standen. Man brauchte nicht lange zu suchen, um die



Leutnant Martin Möbus, Flugzeugführer in einem Sturzkampfgeschwader, wurde für die Versenkung eines britischen Schlachtschiffes am 3. Mai 1940 vom Führer mit dem Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz ausgezeichnet

schlanken Leiber der Torpedoboote und Zerstörer, die Kreuzer und das Schlachtschiff, das wie ein Wall fast in der Mitte der Einheiten lag, deutlich auszumachen.

Eben kippte Hauptmann Hozzel seine Maschine ab. Wie Steine schien die Führungskette aus dem Himmel zu fallen. Die Angriffswellen der Stukas formierten sich zum Einsatz hinter dem Kommandeur.

In einer wahren Palisade von Flakwolken setzte Möbus zum Sturzflug an. Sein Fuß trat in das rechte Steuer. Die Maschine hieb die Nase nach unten, und heulend beantwortete der Motor die Reaktion auf seine bisherige Arbeit. Möbus drückte den Knüppel vor. Sein Flugzeug fiel. Die Zeiger zittern über den Tachometern. Er nahm die Steuersäule in die Mitte, während sein Blick an dem großen Schiff klebte, das nun schräg vor ihm auf dem Wasser lag. Der Motor riß die Maschine in immer größere Geschwindigkeit, in den Flächen kreischte der Fahrwind, brach sich zischend an dem Glasdach des Führerstandes. Der Höhenmesser ging ruckartig zurück. Der Geschwindigkeitsmesser sprang in gleichem Maße vorwärts.

Das Meer kam Möbus und seinem Funker entgegen, die jetzt jeden Griff mechanisch taten, so wie sie es in langen Jahren lernten; Sprengwolken schwerer Flak hüllten manchmal die Maschine ein. In der Nachbarschaft der meerwärts stürzenden Maschine krepierten reißend die Granaten.

Der Motor schrie jetzt, als triebe man tausend Pferde mit zehntausend Peitschen erbarmungslos voran. Der Höhenmesser ging im gleichen Maße zurück wie der Geschwindigkeitsmesser stieg: 2500, 2000, 1000, 800, 700, 600 Meter — 550, 580, 600 Stundenkilometer Fallgeschwindigkeit.

Gleich mußte Möbus das Maximum der Angriffshöhe und der Sturzgeschwindigkeit erreicht haben. Er spürte es an den Geräuschen, die gleichmäßiger wurden. Die Geschwindigkeit betrug über sechshundert Stundenkilometer. Er sah weder Himmel noch Meer. Er sah im Visier sein Schiff.

Dann drückte ein Finger den kaum sichtbaren Knopf an der Steuersäule, die in der nächsten Sekunde beide Hände tastend und fühlend anzogen. Die Bombe war raus. Der Motor, der eben noch schreiend in die Tiefe zog, hob jetzt singend die Maschine wieder empor. Für Sekunden drückte die Schwerkraft Möbus und seinen Funker hart in die Sitze. Sie fuhren wie ein Blitz fünfzig Meter über das Meer dahin, als der Leutnant sein Flugzeug gefangen hatte und der Silberkreis des Propellers wieder sichtbar wurde. Das alles geschah in Sekunden. In der letzten jene Detonation, die das Flugzeug plötzlich springen ließ, als hätte es sich von allen Gesetzen des Fliegens befreit.

Zwei Minuten später kurvte Leutnant Möbus in weitem Bogen auf Heimatkurs. Links unter ihm, wo eben die Maschine aus dem Sturz gerissen und die Bombe gelöst wurde, stand ein Rauchschwaden, durch den Flammensäulen jäh hindurchbrachen. Über einem englischen Schlachtschiff lohten die Feuer schwerer Explosionen. Möbus Kameraden und ein Aufklärer beobachteten, wie es eine Minute nach dem Angriff versank. — —

In einer halben Stunde hatte ein Mann vernichtet, woran Tausende vier Jahre gearbeitet hatten. Er landete auf dem Hafen, aufgeräumt und gutgelaunt wie ein Mann, der ganze Arbeit geleistet hatte.

Als wir uns einige Tage später trafen, sagte er mit bedauerlichem Achselzucken, daß man nun wieder an einer stillen Front säße. In seinem breiten Nacken hockte die Angst. Die Angst, zu spät zu kommen.

Die Reichskriegsflagge über Langemarck

Am 29. Mai 1940 meldete der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht: „Über dem Mahnmal der deutschen Jugend bei Langemarck, dem Schauplatz ihres heldenmütigen Kämpfens 1914, weht die Reichskriegsflagge."

Es ist noch nicht lange her, seit eine Abordnung deutscher Jugend vom Ehrenmal bei Langemarck Erde in die Heimat brachte, um sie im Hans-Mallon-Ehrenmal auf Rügen beizusetzen. Im Weiheraum der Kriegsgräberstätte Langemarck decken zehntausend Namen, in die Eichentäfelung geschnitzt, die Wände, und zehntausend Kreuze decken das weite Gräberfeld, über dem seit nunmehr acht Jahren die Eichen emporwachsen, um sich zum gewaltigen Ehrenhain zu schließen, ein lebendiges Denkmal für das Heldentum der deutschen Jugend. Auf dem Rugard bei Bergen auf Rügen stehen die Eichen und die Föhren seit Hunderten von Jahren. Und zwischen ihnen erhebt sich zum Gedächtnis des Opfers deutscher Jugend in der Kampfzeit das Ehrenmal, das den Namen des für den Führer gefallenen Hitlerjungen Hans Mallon trägt. Dort in Flandern fiel die junge feldgraue Front, hier in der Heimat kämpfte zehn und fünfzehn Jahre später die junge braune Front. Hier wie dort fiel junges Leben, damit Deutschland auferstehe. Und im auferstandenen Deutschland sind sie zu einer Front geworden: die feldgrauen und die braunen Kolonnen. Das war in den vergangenen Jahren der Sinn aller Fahrten nach Langemarck, das war der Sinn, als Erde von den Gräbern der jungen deutschen Freiwilligen am Sarkophag des Hans Mallon beigesetzt wurde.

Deutsche Jugend war es, die zehn Jahre, nachdem der letzte Schuß in Flandern gefallen war, auf den weiten Feldern um Langemarck stand, zwischen verwahrlosten Gräbern, angepackt von dem Bewußtsein, daß den jungen Toten eine würdige Stätte des Gedenkens errichtet werden müsse. Und so entstand von 1930 bis 1932 unter der Patenschaft der Deutschen Studentenschaft, erbaut vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, der auch das Hans-Mallon-Mal auf Rügen errichtete, die Kriegsgräberstätte Langemarck.

Eine hastige Zeit beseitigte nach dem Weltkrieg die Spuren der Zerstörung in Flandern: in wenigen Jahren errichtete man wieder Dörfer und Häuser, baute Kirchen und Straßen — alles wie in einer Serienherstellung, kahl, oft ohne Geschmack, ohne Wissen um das Land, aus dem die Dörfer nicht emporwuchsen, wie wir es aus der Heimat kennen. Und dann stand eines Tages dieses Mahnmal der deutschen Jugend mitten im Land: eingefügt in die flache Weite zwischen den Feldern und den Kanälen, als gehöre es hierhin, als sei es ein Stück aus dieser Landschaft. Deutsche Kunst hat hier dem deutschen Leben und Sterben ein wunderbares Denkmal errichtet.

Schwer schließt der Torbau aus rotem Wesersandstein dieses heilige Stück Erde ab, und nur einzeln läßt sein schmaler Eingang die Besucher eintreten in den feierlich-ernsten Weiheraum, in dessen Eichentäfelung die Namen der Gefallenen eingeschnitzt sind. Gleichsam zusammengefaßt sind diese zehntausend Namen im Spruch auf der Bronzeplatte im Ehrenhof, der sich an den Weiheraum anschließt: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen." Dieses Wort des Dichters Heinrich Lersch hat in Langemarck seine Erfüllung gefunden, in dem von 1914 und dem von 1940, das der Wehrmachtbericht vom 29. Mai nannte.

Wie starben sie im Spätherbst 1914? Hunderte von Kilometern streckte sich die Front: von den Vogesen bis weit hinein nach Flandern. Und nur hier im Norden war es noch möglich, den gegnerischen Flügel einzudrücken. Darum beschloß die Oberste Heeresleitung den Vorstoß nach Norden und den Versuch, von hier aus den linken Flügel des Feindes aufzurollen, um ihm so in den Rücken zu kommen. Es war im Gebiet zwischen Lys und Dünkirchen, Namen, die in den Wehrmachtberichten der letzten Maitage dieses Jahres mit siegreichem Klang wiederkehrten.

Junge Freiwilligen-Regimenter warf man an diesen Teil der deutschen Front. Sie waren ausersehen, mit dem Schwung ihrer jungen Kraft und Begeisterung den Angriff zu führen. Aber was man damals nicht wußte: es war der Angriff gegen einen Feind, der den gleichen Plan hatte, nämlich von Norden her in den Rücken der Deutschen gegen Brüssel vorzustoßen. So prallte der deutsche Sturm auf einen schwer gerüsteten Gegner.

In Flandern empfingen die jungen Freiwilligen ihre Feuertaufe. Man hatte ihnen keine Kampferfahrung an andern Stellen gewährt: von ihren Übungsplätzen wurden sie hierher geworfen, Schüler und Jungarbeiter, Kaufleute, Lehrer, Professoren, eine große einheitliche Kameradschaft, in der alle Unterschiede des Herkommens und des Berufs verwischt waren. Es war ein glühender Einsatz, der sie vorwärtsriß, eine Begeisterung, die sich nicht dämpfen ließ. Irgendwo im Ansturm brach das Lied auf: „Deutschland, Deutschland über alles!" Und der Wind, der vom Meer her über Flandern weht, trug es weiter, von Kompanie zu Kompanie.

Einer unter den Flandernkämpfern, damals noch ein Unbekannter, hat es uns später in seinem Werk „Mein Kampf" geschildert. Auch er erlebte hier in Flandern seine Feuertaufe:

„Es kommt eine feuchte, kalte Nacht in Flandern, durch die wir schweigend marschieren, und als der Tag sich dann aus den Nebeln zu lösen beginnt, da zischt plötzlich ein eiserner Gruß über unsere Köpfe uns entgegen und schlägt in scharfem Knall die kleinen Kugeln zwischen unsere Reihen, den nassen Boden aufpeitschend; ehe aber die kleine Wolke sich noch verzogen, dröhnt aus zweihundert Kehlen dem ersten Boten des Todes das erste Hurra entgegen. Dann aber begann es zu knattern und zu dröhnen, zu singen und zu heulen, und mit fiebrigen Augen zog es nun jeden nach vorne, immer schneller, bis plötzlich, über Rübenfelder und Hecken hinweg, der Kampf einsetzte, der Kampf Mann gegen Mann. Aus der Ferne aber drangen die Klänge eines Liedes an unser Ohr und kamen immer näher und näher, sprangen über von Kompanie zu Kompanie, und da, als der Tod gerade geschäftig hineingriff in unsere Reihen, da erreichte das Lied auch uns, und wir gaben es nun wieder weiter: ‚Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!'"

Dieser einst unbekannte Flandernkämpfer trug den Auftrag seiner jungen gefallenen Kameraden mit sich, er vollendete ihr Erbe: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!" Deutschland lebt, von ihm erweckt, Deutschland steht unbesiegbar, geschützt von den Waffen, die er schuf. Und die Toten von Langemarck sind auferstanden im herrlichen Sieg: unter Adolf Hitlers genialer Feldherrenkunst wurde die große Schlacht in Flandern gewonnen.

So spannt sich ein großer Bogen zwischen zwei Heeresberichten, jenem vom 11. November 1914, in dem es heißt: „Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesang ‚Deutschland, Deutschland über alles!' gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie", bis zu dem andern vom 29. Mai 1940: „Über dem Mahnmal der deutschen Jugend bei Langemarck weht die Reichskriegsflagge."

Aus der Langemarck-Spende der Deutschen Studentenschaft wurde längst die Langemarck-Spende der Deutschen Jugend. Denn Langemarck ist der Ort und der Name für die Weihe und für das Opfer der ganzen deutschen Jugend: Hier fiel im Herbst 1914 deutsche Jugend, hier siegte deutsche Jugend im Mai 1940.

Willi Fr. Könitzer





Helm ab! Wir stehen vor Langemarck!

Von Kriegsberichter Georg Zech

PK. Flandern, heiliges Land, das Meter um Meter getränkt ist von dem Blut deutscher Soldaten. Nun stehen wir wieder auf deiner Erde. Wir, die junge Generation, an unserer Seite die alten Soldaten, die es damals 1918 verließen.

Nach diesen letzten Tagen, da die Sonne aus blauestem Himmel schien, hat es sich nun bewölkt. Der Regen trommelt auf die Zeltbahnen, an den abgerissenen Licht- und Telephonleitungen reihen sich die Tropfen zu langen Perlenschnüren, und auf den ausgefahrenen Straßen sammeln sich hundert von Öl- und Benzinspuren glitzernde Seen.

Nach der Kapitulation der belgischen Armee quillt nun auf allen Straßen und Wegen in den freien Raum hinein, was an Truppen zur Verfügung steht. Motorisierte Kolonnen, ungezählte Batterien aller Kaliber, Infanterie, Radfahrkolonnen — im Gegenstrom Kompanie an Kompanie der belgischen Armee, die nach den Sammelplätzen zustreben, dazwischen die Wagen der Flüchtlinge, alte Frauen, auf den Krückstock gestützt, Männer, die ihr Hab und Gut auf ein Fahrrad verfrachtet haben, weinende Kinder, die in diesem Strom die Eltern verloren haben.

Roulers, Ostnieuwke, Westrosebeke werden erreicht, alles Namen, bei deren Nennung hunderttausende deutscher Männer und Frauen in der Heimat den Atem anhalten werden. Heldenfriedhöfe an allen Straßen, schlichte schwarze Kreuze in endlosen Reihen.

Und nun sind wir in Langemarck.

Keiner von uns spricht mehr ein Wort. Wir hören es nicht, daß von Ypern her der Engländer Granate um Granate herüberschickt. Zu groß ist das Erleben dieser Stunde, zu tief die Feier, die wir in unseren Herzen spüren. Es sind kleine ärmliche Ziegelhäuser, die das Dorf ausmachen, wo einst die besten der jungen Generation mit dem Deutschlandlied auf den Lippen in das Feuer der englischen Maschinengewehre liefen. Unter den Türen stehen Menschen, in den Gesichtern noch die Furcht und die Schrecken der letzten Tage.

In der Ortsmitte halten wir. Ein alter englischer Tank steht da, an der Stirnseite von einer Granate zerfetzt. Daneben ein Berg von Waffen, den die belgischen Truppen, die hier im Orte lagen, zusammentrugen. Wir fahren die Straße rechts hinauf zum Heldenfriedhof.

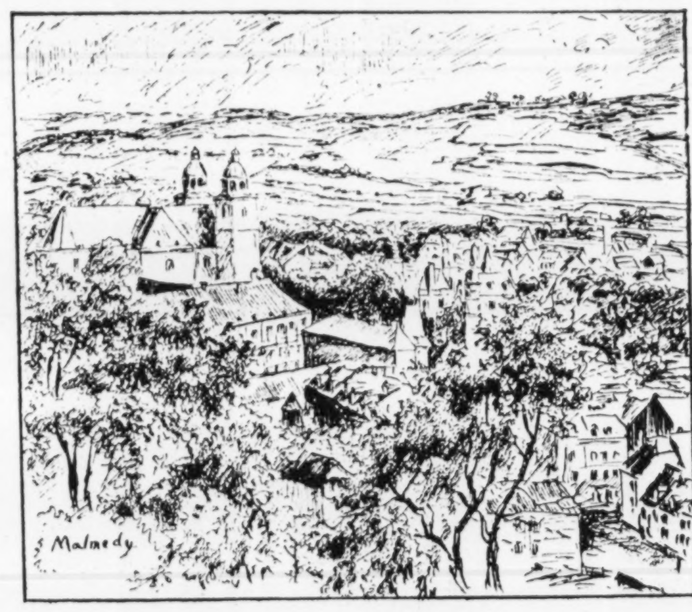
Ein schlichtes Portal aus rotem Sandstein mit schmiedeeisernen Gittern. In der Eingangshalle fällt uns ein Spruch ins Auge: Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen! An der linken Wand die Worte, die uns das Wasser in die Augen treiben: Hier ruhen 6253 bekannte und 3780 unbekannte deutsche Soldaten. Und im Ehrenhof, der von der deutschen Studentenschaft gebaut wurde, auf hölzernen Tafeln die ungezählten Namen der Helden, die hier für Deutschland fielen.

Wir sind nach dem Friedhof hinausgegangen. Wie von selbst hat jeder seinen Stahlhelm abgenommen und blickt in stummem Gedenken die langen Reihen der schwarzen Holzkreuze entlang, die überdacht werden von den Blätterkronen junger Eichenbäume.

Von Ypern her ist das Artilleriefeuer, in das sich nun auch das langsame Hämmern der englischen Maschinengewehre mischt, stärker geworden.

In unseren Herzen aber fließt die Vergangenheit in die Gegenwart hinein, die uns mit der stolzen Zuversicht erfüllt, daß wir den hier ruhenden Kameraden den Lorbeer des Sieges auf das Holzkreuz heften können.

Das „Gebiet" von EUPEN-MALMEDY



Eupen-Malmedy ist ein Begriff, der erst durch das Versailler Schanddiktat künstlich geschaffen wurde und einen Akt der Rache und Bosheit darstellt, denn von einem irgendwie begründeten Anspruch des kaum 100 Jahre alten Belgiens auf diese deutsche Grenzbevölkerung kann keine Rede sein. Die Engländer und die belgischen Sozialistenführer haben schon seinerzeit daraus kein Hehl gemacht. Die Westmächte haben die Teile der Kreise Aachen, Monschau und Prüm sowie die Kreise Eupen und Malmedy dem belgischen Trabanten lediglich als Trostpreis zugesprochen, nachdem sie Belgiens ebenso freche Ansprüche auf Luxemburg und südliche Teile der Niederlande glaubten zurückweisen zu müssen.

Auch landschaftlich ist dieses „Gebiet" keine Einheit, schiebt sich doch das windumbrauste moorige Heideland des Hohen Venns trennend zwischen die freundliche, wellige Hügellandschaft, die weiten Wälder des Wesertals um Eupen und das südlich davon gelegene, malerisch schöne Warchetal mit Malmedy. Weiter südlich hat das „Gebiet" um das Städtchen St. Vith dann wieder Anteil an den deutschen Ardennen und der Schnee-Eifel, um in den luxemburgischen Oesling überzugehen.

Der Grenzlandwanderer erfreut sich im Norden, also in dem Teil zwischen dem Südzipfel der Niederlande, Aachen und Eupen, an den saftigen, mit zahllosen Hecken eingefaßten Viehweiden und Wiesen und an den reizvollen und interessanten kleinen Wasserschlössern.

Ihre zinnengekrönten Mauern, Wehrtürme, festen Wohntürme, deren Mauern mehrere Meter dick sind, und Brücken leuchten, aus hellen Bruchsteinen der Grauwacke gefügt, in dem schattigen Grün der alten Bäume und spiegeln sich in den sie umgebenden Teichen und romantisch verwachsenen Wassergräben.

Besonders sei Raeren erwähnt, das einst eine kunstgeschichtlich wertvolle Töpferindustrie hatte und die Heimat des Dichters Josef Ponten ist, der wenige Tage vor ihrer Befreiung sterben mußte. Auch Eupen selbst ist eine sehenswerte, rührige, schmucke Stadt, deren bauliches Antlitz durch den Reichtum seiner 5000 Tuchmacher geprägt wurde, deren Erzeugnisse in der Mitte des 18. Jahrhunderts bis nach Indien gingen. Die Aachener können jetzt wieder in ihrem Stadtwald spazierengehen, ihre Landhäuschen zurückkaufen, und die 3000 Eupener Arbeiter können ungehindert mit der Elektrischen nach Aachen fahren, und die Landleute den reichen Überschuß an landwirtschaftlichen Erzeugnissen der nahen Großstadt ohne Schwierigkeiten zuführen!

Das „Rheinische Sibirien"

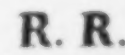
Der Rücken des Hohen Venns ist zwar wegen seiner Schneestürme, Nebel, rauhen Winde und tückischen Moore ein Feind der Anwohner; doch für Naturfreunde und Forscher, für Maler und Wanderer hat das Hohe Venn seine verborgene Schönheiten und eigenartige Reize, die auch Hermann Löns, der Sänger der berühmteren Heide, gepriesen hat. An der Südabdachung ist der Charakter der Landschaft durch die Furcht der Menschen vor den gewaltigen Schneestürmen aus dem „Rheinischen Sibirien", wie das Venn genannt wird, geprägt. Die Schneehecken oder Windschutzhecken, die die Grundstücke, Gärten und Wege umziehen, sind um die Häuser herum zu richtigen Wänden emporgezogen und oft auch wie solche künstlich beschnitten, über die manchmal nur die Schornsteine herüberragen und in die die Toreinfahrt als Bogen herausgeschnitten ist — eine geradezu verblüffende Wirkung! Ihre Höhe geht bis zu 15 Meter und ihre undurchdringliche, verknorrte, verwachsene Dichte und Dicke bis zu drei Meter Tiefe!

Achtung, Kreuzworträtsellöser! Ein Ortsname, der mit x anfängt und mit x aufhört?! Xhoffraix nördlich von Malmedy in der preußischen Wallonie. Hier hat auch der „Vennkönig" Debottay, der Abgeordnete und Führer der heimattreuen Eupen-Malmedyer, seinen Bauernhof. Um ihn scharte sich nicht nur die reindeutsche Bevölkerung des Eupener Landes und des Warchetales und des St.-Vither-Landes, sondern auch seine knapp 10 000 Wallonen, die ein Sechstel der losgerissenen Bevölkerung bilden. Sie wohnen geschlossen in Malmedy und in zehn umliegenden Gemeinden. Sie müssen zwar ihre Häuser mit Hecken schützen, aber diese Wallonen waren keine Heckenschützen. Sie sind in jeder Hinsicht in Ordnung und treudeutsch seit ihrer tausendjährigen Zugehörigkeit zum Reich. Die Goldene Bulle Kaiser Lothars II. rühmt ihre Treue ebenso wie das Gefallenendenkmal der Gemeinde Malmedy, das trotz belgischer Knute die deutsche Aufschrift trägt: „Wir fielen als Männer in Treue zur Heimat." Ebenso spricht für ihre Treue die Tatsache, daß von 1300 Weltkriegsteilnehmern 800 das Eiserne Kreuz erhielten! Sie fühlten sich wohl unter den Preußen, die seit dem Wiener Kongreß vorbildlich für sie sorgten und ihnen bei der Pflege ihrer wallonischen Volkskultur keine Hindernisse in den Weg legten.

Während im Venn der magere Boden kaum genug Hafer und Hackfrüchte bringt und Torfstechen und Bienen- und Schafzucht als Ergänzung dienen müssen, hat der Malmedyer selbst die Gegebenheiten des Landes — Viehzucht, Eichenschälwälder (Lohhecken) und das besonders geeignete Wasser der Warchenne zu einer blühenden Ledererzeugung genutzt, 96% des Sohlenleders nahm die preußische Heeresverwaltung ab. Die Annexion durch Belgien, das ganz ähnliche Industrien in nächster Nachbarschaft unterhält, war also auch wirtschaftlich eine Katastrophe. Dasselbe gilt für die Eupener Woll- und Tuchindustrie, die plötzlich gegen eine schwere belgische Konkurrenz zu kämpfen hatte. Auch die Überschüsse an landwirtschaftlichen Produkten, die aus Eifel, Ardennen nach Aachen und ins Ruhrgebiet gingen, fanden in dem in dieser Beziehung schon überfüllten Belgien keine Abnehmer.

Dies alles begehrten die Belgier nicht. Das hatten sie selbst in überreicher Fülle. Wohl aber reizte sie der Wald, der ein Drittel der rund 100 000 Hektar des „Gebietes" ausmacht. Der ganze Spuk ist nun zu Ende, die Bedrückungen, Erpressungen, Ausweisungen und Benachteiligungen der heimattreuen Bevölkerung. Denn sie sind nicht nur deutsch, sondern fühlen sich auch zu dem deutschen Volk und Reich zugehörig und strebten immer mit allen Mitteln zu ihm.

R. R.





Episode

AUS DEN LETZTEN KÄMPFEN

Von Kriegsberichter
Eberhard Wolfgang Möller

SS-K.B.K. Bei dem raschen Vormarsch durch Frankreich, der die gegen Belgien und Holland aufmarschierten französischen und englischen Truppenteile rücklings abschneiden sollte, erreichte die Vorausabteilung eines SS-Regimentes noch vor Anbruch des Morgens die Stadt A. Noch waren die Schächte der Gassen von tiefer schweigender Dunkelheit erfüllt, noch stand der weiße Scheinwerfer des fast vollen Mondes im großen, klaren Gewölbe der Nacht, und mit versilbertem Haupt sah die uralte Kathedrale auf den ausgestorbenen Platz zu ihren Füßen, da hielten fünfzehn Mann, vorsichtig nach der Richtung des Ortsausganges spähend, vor einem kleinen Kaffeehaus, dessen blinde Fenster mit Streifen überklebt und zu allem noch durch Läden verschlossen, zur Seite des Kirchenschiffes zeigten.

Nichts regte sich, der Ort galt als vom Feinde längst geräumt, die fünfzehn Mann hegten keinerlei Verdacht, doch um so mehr ein kräftiges Verlangen, durch einen Schluck heißen und guten französischen Kaffee das Frösteln der Übermüdung zu vertreiben und sich die klammen Glieder aufzuwärmen. Bald war der Wirt aus seiner Hinterkammer aufgestöbert, wo er sich ängstlich zu verbergen gehofft hatte, bald die Räder und die Reihe der nachfolgenden Wagen in der Torfahrt abgestellt, und man saß, nichts Arges vermutend, bei mancherlei, was in der Eile aufzutreiben war, rings um den runden Tisch, als es auf der Straße laut wurde und, wie man nach dem Geräusch urteilen mußte, Panzer vor die Kathedrale rollten.

Niemand hatte einen Zweifel, daß es Deutsche waren, jeder freute sich, so bald Unterstützung und vielleicht auch willkommene Gesellschaft zu haben, einer sah durch die Scheiben, ein anderer trat hinaus und an die schwarzen verschlossenen Ungetüme heran, klopfte freundschaftlich dagegen, rief: „Ihr laßt ja lange auf euch warten", und um den Spaß erst richtig voll zu machen: „Nous sommes échantés de vous voir ici." Alsbald öffnete sich auch die Klappe, ein Kopf steckte sich heraus, wurde angelacht und angeleuchtet und stellte sich im kurzen Blitz der Taschenlampe unverkennbar als ein Franzose dar.

Wie es sich denken läßt, war der Deutsche im Augenblick mehr erschrocken, als ihm lieb sein mochte, er faßte sich aber, die französischen Worte, die Dunkelheit und die Blendung durch den Lampenschein unterstützten den Irrtum, es gelang ihm, den Franzosen zu täuschen und langsam, als ob nichts wäre, zur Tür zurückzugehen, um die anderen zu alarmieren. Nun war an einen Widerstand mit einer Handvoll Gewehre natürlich ebensowenig zu denken wie an ein schickliches Entkommen. Vielmehr sahen die Aufgescheuchten in atemloser Beklemmung, wie die eiserne Schildkröte, die keineswegs allein war, sich langsam weiterschob, vor der Torfahrt anhielt, die dort untergestellten Wagen bemerkte und sogleich das Feuer eröffnete.

Die ersten Schüsse zersplitterten die Scheiben und fuhren klatschend in die Flaschen und Geschirre, die in einem hohen Schrank hinter dem Schanktisch waren. Durch ihre Scheiben hindurch krochen die fünfzehn, indes es unablässig über ihre

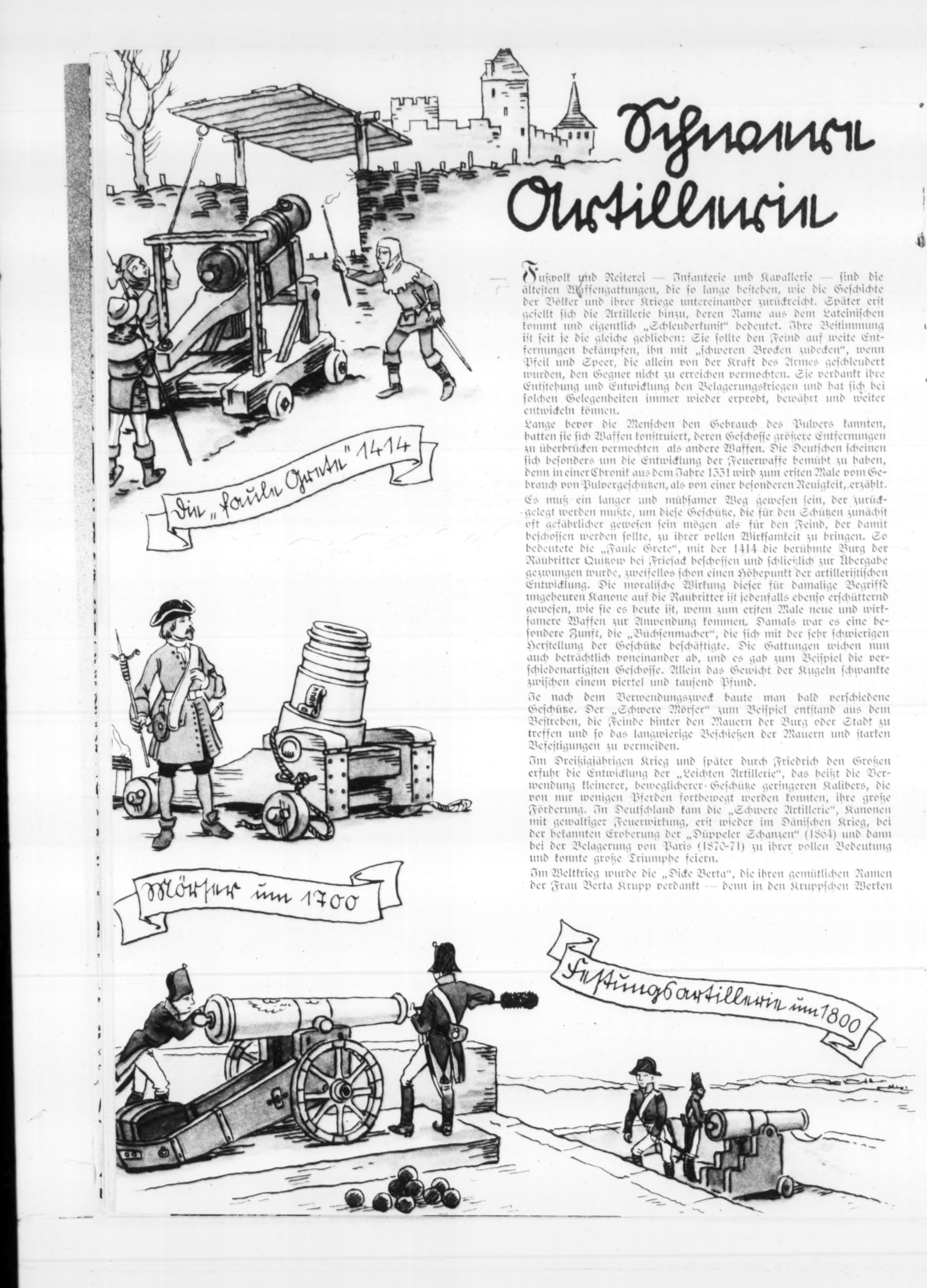


Führerhauptquartier, 5. Juni

Deutsches Volk! Diese geschichtlich glorreichste Tat haben deine Soldaten unter dem Einsatz ihres Lebens und ihrer Gesundheit mit beispiellosen Anstrengungen blutig erkämpft.

Ich befehle deshalb, von heute ab in ganz Deutschland auf die Dauer von acht Tagen zu flaggen. Es soll dies eine Ehrung unserer Soldaten sein.

Adolf Hitler



Schwere Artillerie

Fußvolk und Reiterei — Infanterie und Kavallerie — sind die ältesten Waffengattungen, die so lange bestehen, wie die Geschichte der Völker und ihrer Kriege untereinander zurückreicht. Später erst gesellt sich die Artillerie hinzu, deren Name aus dem Lateinischen kommt und eigentlich „Schleuderkunst" bedeutet. Ihre Bestimmung ist seit je die gleiche geblieben: Sie sollte den Feind auf weite Entfernungen bekämpfen, ihn mit „schweren Brocken zudecken", wenn Pfeil und Speer, die allein von der Kraft des Armes geschleudert wurden, den Gegner nicht zu erreichen vermochten. Sie verdankt ihre Entstehung und Entwicklung den Belagerungskriegen und hat sich bei solchen Gelegenheiten immer wieder erprobt, bewährt und weiter entwickeln können.

Lange bevor die Menschen den Gebrauch des Pulvers kannten, hatten sie sich Waffen konstruiert, deren Geschosse größere Entfernungen zu überbrücken vermochten als andere Waffen. Die Deutschen scheinen sich besonders um die Entwicklung der Feuerwaffe bemüht zu haben, denn in einer Chronik aus dem Jahre 1331 wird zum ersten Male vom Gebrauch von Pulvergeschützen, als von einer besonderen Neuigkeit, erzählt.

Es muß ein langer und mühsamer Weg gewesen sein, der zurückgelegt werden mußte, um diese Geschütze, die für den Schützen zunächst oft gefährlicher gewesen sein mögen als für den Feind, der damit beschossen werden sollte, zu ihrer vollen Wirksamkeit zu bringen. So bedeutete die „Faule Grete", mit der 1414 die berühmte Burg der Raubritter Quitzow bei Friesack beschossen und schließlich zur Übergabe gezwungen wurde, zweifellos schon einen Höhepunkt der artilleristischen Entwicklung. Die moralische Wirkung dieser für damalige Begriffe ungeheuren Kanone auf die Raubritter ist jedenfalls ebenso erschütternd gewesen, wie sie es heute ist, wenn zum ersten Male neue und wirksamere Waffen zur Anwendung kommen. Damals war es eine besondere Zunft, die „Büchsenmacher", die sich mit der sehr schwierigen Herstellung der Geschütze beschäftigte. Die Gattungen wichen nun auch beträchtlich voneinander ab, und es gab zum Beispiel die verschiedenartigsten Geschosse. Allein das Gewicht der Kugeln schwankte zwischen einem viertel und tausend Pfund.

Je nach dem Verwendungszweck baute man bald verschiedene Geschütze. Der „Schwere Mörser" zum Beispiel entstand aus dem Bestreben, die Feinde hinter den Mauern der Burg oder Stadt zu treffen und so das langwierige Beschießen der Mauern und starken Befestigungen zu vermeiden.

Im Dreißigjährigen Krieg und später durch Friedrich den Großen erfuhr die Entwicklung der „Leichten Artillerie", das heißt die Verwendung kleinerer, beweglicherer Geschütze geringeren Kalibers, die von nur wenigen Pferden fortbewegt werden konnten, ihre große Förderung. In Deutschland kam die „Schwere Artillerie", Kanonen mit gewaltiger Feuerwirkung, erst wieder im Dänischen Krieg, bei der bekannten Eroberung der „Düppeler Schanzen" (1864) und dann bei der Belagerung von Paris (1870-71) zu ihrer vollen Bedeutung und konnte große Triumphe feiern.

Im Weltkrieg wurde die „Dicke Berta", die ihren gemütlichen Namen der Frau Berta Krupp verdankt — denn in den Kruppschen Werken



wurde sie hergestellt — für unsere Feinde zur allerdings ungemütlichen Überraschung. Sie hatte ein Kaliber von 42 Zentimeter, das man bis dahin nicht kannte, und hatte ihren ersten entscheidenden Erfolg bei der Einnahme von Lüttich. Daneben verwandte man im Weltkrieg noch besonders Geschütze mit einem Kaliber von 21 Zentimeter und in der österreichischen Armee solche von 30,5 Zentimeter Kaliber. Das größte Geschütz, das damals zur Verwendung kam, beschoß Paris aus dem Walde von Compiègne auf eine Entfernung von weit über 100 Kilometer. Niemand hatte je eine solche Leistung für möglich gehalten, und die Pariser konnten es sich lange Zeit nicht erklären, woher denn plötzlich — scheinbar aus heiterem Himmel — die Granaten in ihre Stadt kamen.

Heute nun hat die „Schwere Artillerie" die verschiedensten und kompliziertesten Geschütze, die mit ungeheurer Genauigkeit treffen können. Die größten Kaliber finden wir auf Kriegsschiffen, in den Geschütztürmen der Befestigungswerke und bei den Eisenbahn-Geschützbatterien. Die Männer, die sie bedienen, sind Künstler in ihrem Fach, sie sind, neben den anderen Verbänden unseres Heeres, nicht zuletzt die Wegbereiter des Sieges.

W. Joachim Freyburg

Wie der Hans die plündernden Franzosen verjagte



Den Gastwirtssohn kann es erbosen,
Daß ungebeten die Franzosen
In Vaters Vorratskeller hausen
Und Schinken, Schmalz und Würste mausen.

Er sinnt, wie er wohl könnte wagen,
Die frechen Gäste zu verjagen.
Ein Einfall kommt ihm in den Kopf —
Schnell holt er Kürbis, Stock und Topf.



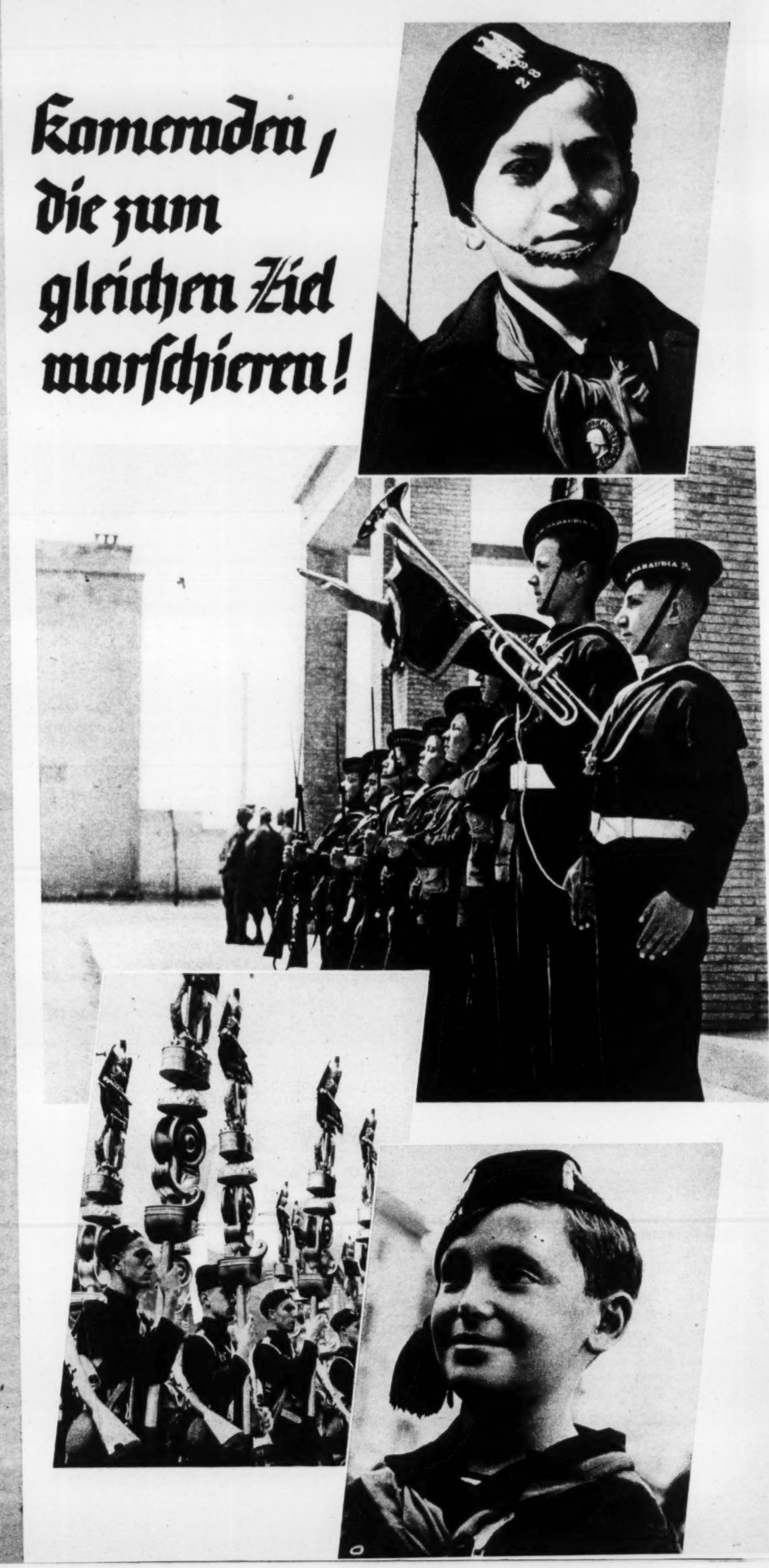
Erschrocken fahren in die Höh'
Die Feinde mit dem Ruf: Parbleu!
Napoleons drohende Gestalt
Jagt wilden Schreck in ihre Glieder

Und sie entfliehen ohne Halt.
Der schlaue Junge aber macht
Ein froh Gesicht und lacht und lacht!
Die Helden komm'n so bald nicht wieder!



Rücken hinpfiff, bis zur Küche, stiegen durch das Fenster und gelangten in den Hof, hinter dem sich, von der Torfahrt leicht einzusehen, ein langer alter Pferdestall erstreckte.
Hier war nun vollends guter Rat teuer; eingepfercht in einen schmutzigen Winkel voll alter Flaschen und Gerümpel, beobachteten sie mühsam um die Ecke, wie die Franzosen darangingen, die Fahrzeuge aus der Einfahrt zu ziehen, zählten ratlos immer wieder ihre Gewehre und sagten sich flüsternd und beklommen, daß ein einziger Schuß, der in dem Strohdach zündete, mitsamt dem Pferdestall das Haus und sie alle elendiglich niederbrennen müsse.
Später gestand einer, daß er, der sonst noch immer seine gute Laune behalten, in dieser bänglichen Minute zum grauen Pessimisten geworden sei. Doch nützte es wenig, den Kopf hängen zu lassen. Vielmehr ward kurzerhand die Raufe des Pferdestalles erstiegen, das gänzlich morsche Dach durchbrochen und der Sprung an die sechs Meter in die tiefergelegenen Gärten gewagt.
Man muß wissen, welcher Schrecken den Panzern auf beiden Fronten vorauszugehen pflegt, um den Mut dieser Männer zu bewundern, die sich nicht verloren gaben, sondern in abenteuerlichem Abstieg über die rückwärts liegenden Gartenmauern sich einen Ausweg zu verschaffen suchten.
Dabei wurden sie alsbald bemerkt und von einem hochstehenden Hausgiebel kräftig unter Maschinengewehrfeuer genommen. Rechts und links splitterten neben ihnen Dachziegel und Gemäuer herab, doch gelangten sie endlich wohlbehalten und ohne Verluste, wenn auch in Schweiß gebadet und reichlich zerschunden, in ein Geviert, wo sie, wie zur Belohnung ihrer tapferen Flucht, auf eine unserer Kompanien stießen, die sich bis hierher nachgezogen hatte.
Das war es denn, was die Geschichte zum Guten wendete. Pak ließ sich von hier aus leicht an die Ausgänge des Ortes vorschieben, im Handumdrehen war der Platz vor der Kathedrale abgeriegelt, wo die Franzosen eben damit beschäftigt waren, die erbeuteten Fahrzeuge in Brand zu setzen. In das Prasseln des Feuerwerks mischte sich sogleich das scharfe Gebell der Panzerabwehrkanonen, untermischt mit dem hellen Knacken der Gewehre. Das Haus des Zahnarztes, von der Querstraße erreichbar, bot eine günstige Gelegenheit, geballte Ladungen auf die feindlichen Kampfwagen zu schleudern, ein Teil der Besatzung wurde noch im Bemühen, sich ins eisengeschützte Innere zurückzuziehen, hingestreckt, und die Fallenden blieben gleich abgeschlagenen Gallionsfiguren auf dem Heck ihrer schnell verstummten Ungeheuer liegen.
Indessen war die Sonne aufgegangen und goß ihr rotes Frühlicht unbefangen und verschwenderisch über der nächtlichen Trümmerstätte aus. Die Kathedrale stand mit eingedrückten Fenstern und abgeschossenen Ecken in der gräßlichen Unordnung der Scherben, Splitter und verstreuten Gegenstände wie ein gerupfter Schwan, der seinen schimmernden Hals in die frische morgendliche Höhe reckt. Die Bevölkerung kam verstört, aber nicht ohne Neugier aus den Kellern hervor, um die fünf toten Gründe der nächtlichen Unruhe anzusehen. Frauen blieben stehen und schrien auf, als sie die verbrannten Überreste in den Wagen erblickten. Die fünfzehn kehrten alsbald noch einmal auf den Platz zurück, schritten jeden ihrer nächtlichen Schlupfwinkel ab, wo ihnen der Tod so freundschaftlich auf die Schulter geklopft hatte, und wunderten sich, daß sie noch lebten.

Kameraden, die zum gleichen Ziel marschieren!





Schon im Weltkrieg beging Frankreich das Verbrechen, den Senegal gegen die Deutschen zu mobilisieren. Wie völlig den Franzosen schon damals jedes Gefühl für europäische Würde abhanden gekommen war, zeigt die Karikatur aus „Le Rire rouge" vom 13.2.15, ein Dokument für die Gesinnung, in der die „Grande Nation" zum schwarzen Elfenbein griff. Der vom Senegal sagt zum deutschen Gefangenen: „Du Gefangener, du Sklave, du Gepäck tragen oder Tritt in den Hintern!"

Frankreichs SCHWARZE SCHMACH

Unauslöschlich ist Frankreichs Schande! Untilgbar ist seine Schuld an Europa, seine Schuld an der weißen Rasse des Abendlandes! Hätte die „Grande Nation" nichts weiter getan als die Bewaffnung und Ausrüstung von Schwarzen, um sie gegen den Kulturboden Deutschlands zu hetzen, so würde das allein genügen, um Frankreich aus dem Verzeichnis der gesitteten Nationen für immer auszulöschen. Welch ein Tiefstand der Gesinnung, welch hemmungsloser Zynismus, welche Verkommenheit gehören dazu, aus dem Innersten Afrikas die wilden Halbtiere zu holen und ihre Urwaldinstinkte auf des Abendlandes altem Boden gegen ein weißes Volk zu hetzen!

Ein Volk, dessen Wiegen leer bleiben, ein Volk, das von Jahr zu Jahr schneller vergreist, ein Volk, das fremde Hilfe in Anspruch nehmen muß, um sich zu verteidigen, ja, das nicht davor zurückschreckt, Senegal-Neger an die Front zu schicken und ihnen zu sagen, sie retteten die französische „Zivilisation" vor den Barbaren — ein solches Volk muß abtreten von der Bühne der Geschichte!

Wir haben auf dieser Seite eine Galerie schwarzer Franzosenköpfe zusammengestellt, deren vertierte Züge zeigen, welche wilden Bestien der Jude Mandel im Auftrag des verworfenen französischen Volkes auf Europas Schlachtfelder schickte. (Diese wurden an der Westfront gefangengenommen.)

„Il faut en finir", sagte pathetisch Daladier in der letzten Phase der Vorbereitung des Krieges gegen Deutschland. Er hatte recht: Man muß damit ein Ende machen!

Ho.

BESSER SCHWIMMEN, TAUCHEN, WASSERSPRINGEN!

Du meinst also, du könntest schwimmen? Eine kühne Behauptung, mein Lieber! Wenn du unsere Meister im Schwimmen fragst, so werden sie nicht so einfach sagen: ich kann schwimmen. Sie sagen, ich will's noch besser lernen — und das ist besser als faule Zufriedenheit, wenn man gerade die Nase ein bißchen über Wasser halten kann ...

Ausdauer im Schwimmen, recht gut für den Anfang! Aber ebenso wichtig ist es, schnell zu schwimmen. Und da sitzen die meisten schon fest. Wie macht man das — schnell schwimmen? Nun, ich will's euch rasch sagen.

1. Man muß die Körperlage der „Stromlinie" möglichst anpassen,

2. man muß sich „wassergemäß" und im Krafteinsatz richtig bewegen, dazu

3. die Atmung richtig verteilen und

4. durch fleißiges Üben Ausdauer bekommen.

Wie du „Stromlinie" bekommst? Geh mal an eine gefüllte Waschschüssel heran! Dort stecke die Hand ins Wasser und bewege sie erst mal mit der Handfläche gegen das Wasser, dann mit der Handkante. Was geht leichter? Nun, die Handkante natürlich. Natürlich, weil sie weniger Widerstand bietet. Siehst du, darauf kommt es an: Widerstand vermeiden! Lege dich also beim Schwimmen möglichst flach auf das Wasser. Hebe den Kopf nicht so hoch heraus, nur so hoch, daß gerade die Augen herausschauen. Dadurch werden die Beine und der Unterkörper schon flacher liegen. Drücke nun auch den Rücken noch aufwärts und ziehe die Arme beim Schwimmen waagerecht nach hinten, so daß du dich nicht unnötig aus dem Wasser hebst. Beim Kraulschwimmen kannst du diese Lage schon leichter einhalten, weil der Kopf tief liegt. Darum ist Kraulen auch so viel schneller als Brustschwimmen.

Was aber sind „wassergemäße" Bewegungen? Ja, dazu müßtest du einem Fisch im Wasser eigentlich mal zuschauen. Du siehst ihn mit der Schwanzflosse weiche, wogende Schläge tun; du siehst, wie er die Falten der Flossen beim Druck nach hinten weit öffnet, während sie sich zusammenlegen, wenn er sie vorzieht, um aufs neue auszuholen. Hier beim Fisch ist alle Bewegung Antrieb und jeder Widerstand ist möglichst vermindert. Kraft wird nur zum Antrieb eingesetzt, dann aber auch zügig, nicht ruckhaft. — Solche Bewegungen kann im Wasser nur der Kraulschwimmer ähnlich ausführen, der Brustschwimmer kann sich nur bemühen, möglichst heranzukommen. Wir müssen also lernen: alle Bewegungen, die uns vorantreiben — der Armzug nach rückwärts und das Schließen der Beine —, müssen mit Kraft, aber zügig ausgeführt werden! Das Vordringen der Arme und das Anhocken der Beine erfolgt langsam und ohne Kraft. Dabei erholen sich unsere Muskeln.

Um aber Zug um Zug so zu schwimmen, heißt es: richtig atmen! Richtig, das heißt genügend tief, vor allem aber im Takte der Schwimmzüge. Die Armbewegung diktiert das Atmen: wenn die Arme sich ausbreiten, wird der Mund rasch aus dem Wasser gehoben und tief eingeatmet. Wenn dann die Arme sich wieder nach vorn schieben, dann folgt, ebenfalls durch den Mund, aber pustend, die Ausatmung. Ist der Kopf dabei unter Wasser, nun, so pusten wir die Luft halt unter Wasser aus. Es geht! Was aber die Ausdauer beim Schwimmen, auch beim Schnellschwimmen, betrifft, so kommt sie beim Schwimmen nicht so rasch wie bei anderem Sport auf dem Lande. Auch nur 100 Meter scharf durchzuschwimmen, wird manchem furchtbar schwer werden. Aber das Können wächst auch hier mit dem Üben. Geübt muß manchmal auch eine Einzelheit des Schwimmstoßes werden, beispielsweise nur der Armzug oder nur der Beinschlag. Das fördert euch ganz besonders!

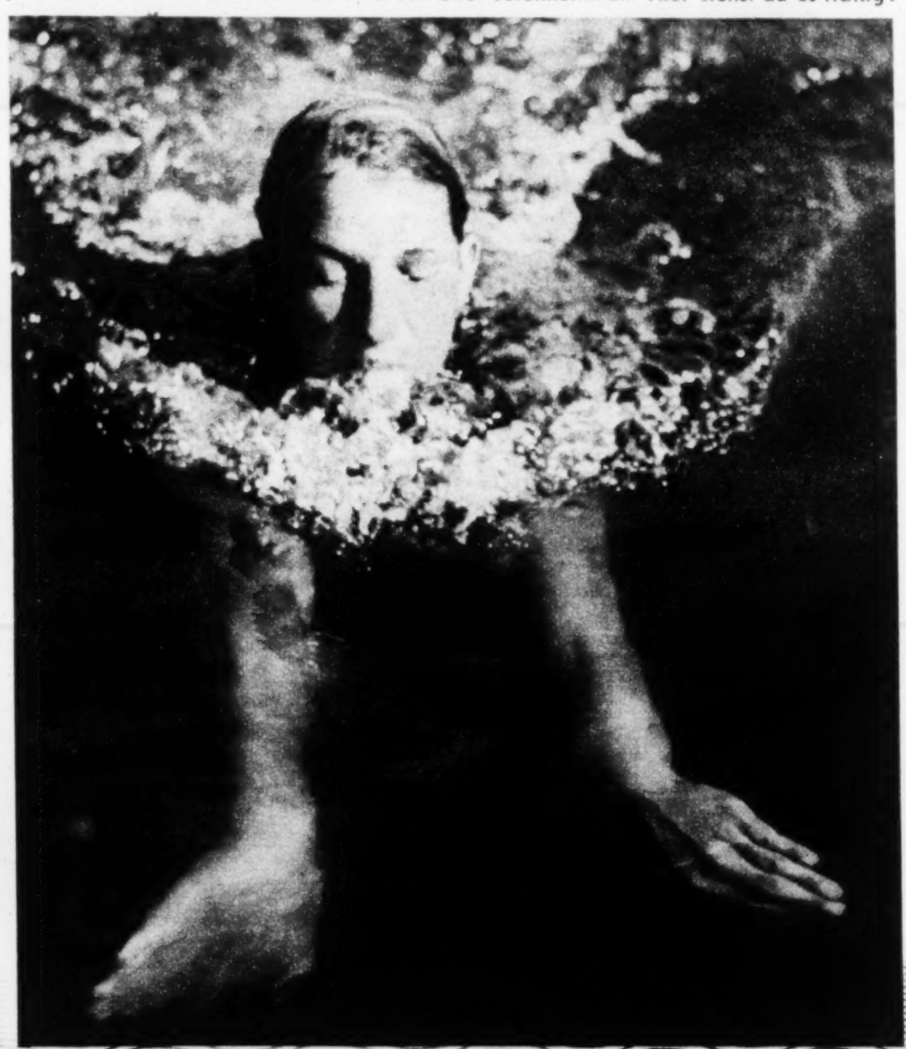
Siehst du, das ist ein Startsprung! So muß die Streckung des Körpers beim Absprung vom Startklotz sein. Vorbildlich die zusammengelegten Hände und der niedergezogene Kopf. Man ahnt, wie aalglatt der Springer bald eintauchen wird

Kein Schwimmen ohne Start und Wende!

Eine Schande ist es aber, wenn ein Junge zum Schwimmen langsam die Treppe ins Becken hinabsteigt! Nein, es wird hineingesprungen, auch wenn's so zunächst kühler ist. Aber, aber wer kann einen Startsprung?! Gut, dann üben wir!

Man muß beim Startsprung glatt und fast spritzerlos eintauchen, um recht weit zu treiben. Das ist nicht leicht zu lernen. Also: 1. Hinstellen, die Arme hochheben, so daß sie an den Ohren liegen, und die Finger zusammenlegen und auf die Zehen stellen! Das ist die Haltung, die wir beim Eintauchen halten müssen. Und so stellen wir uns zunächst auf die unterste Stufe einer Treppe ins Wasser. Dort senken wir uns mit gebeugten Knien vorwärts, bis die Nase an die Knie stößt. In dieser Haltung lassen wir uns etwas vorwärts fallen und stoßen uns dann schräg ins Wasser hinein. Wenn das gelingt, so üben wir denselben Sprung höher und höher, bis wir vom Startklotz mit Armschwung einen richtigen Startsprung machen können.

Kleiner Wink — große Wirkung: *Mach „Flossen" beim Schwimmen! Beuge die Hände gegen den Unterarm und lege vor allem die Finger schaufelförmig zusammen! Dadurch packst du das Wasser besser und wirst schneller vorankommen. Hier siehst du es richtig!*



Geübt werden muß auch das Umwenden am Ende einer Schwimmbahn. Diese *Wende* besteht aus dem Anschlagen an die Wand, aus einem Zusammenkugeln des Körpers, dem Umdrehen über eine Körperseite, so daß die Füße dicht unter der Wasserfläche an die Wand kommen, und dem kräftigen Abstoßen in die neue Richtung. Um es zu lernen, mußt du die einzelnen Bewegungen für sich üben, ehe du sie hintereinander machst und dann immer schneller ausführst, bis die Wende schließlich schneller geht als das Schwimmen.



Das ist das Schwerste beim Kraulen! *Die Atmung macht den meisten bittre Mühe. Dabei liegt der Kniff darin, daß man unter Wasser ausatmet. Wenn der Kopf dann auftaucht, wird der Mund rasch geöffnet — ein Zug, und du hast Luft geholt und schwimmst weiter*

Willst du ein „Tauchenichts" bleiben?

Niemand soll sich Schwimmer nennen, der nicht auch *tauchen* kann. Aber wer kann es schon? Es ist gar nicht so leicht, unter Wasser zu kommen, weil die Luft in den Lungen uns daran hindert, und weil die meisten nicht wissen, wie sie sich bewegen müssen, um abwärts zu schwimmen.

Es gibt zwei Arten zu tauchen.

1. Das Tauchen *fußwärts* von der Wasserfläche aus. Dabei gehen die Füße zuerst abwärts. Der Schwimmer atmet ein paarmal durch, *pustet* dann die Luft laut aus der Lunge heraus, wirft die Arme senkrecht hoch und drückt sich dadurch gestreckt in die Tiefe. So weit ist alles leicht; schwierig ist das dann folgende Umdrehen unter Wasser, damit man weiterschwimmen kann. Das ist ein Purzelbaum unter Wasser.

2. Wenn man *kopfwärts* untertauchen will, so muß man diesen Purzelbaum gleich an der Wasserfläche machen. Auch dabei wird erst ausgeatmet, dann aber wird der Kopf ins Wasser gedrückt, die Beine werden aufwärts gestoßen und die Arme mit weit gedrehten Handflächen machen kräftige Schwimmzüge. Schließlich gibt es noch das Tauchen mit *Sprung* von höherer Stelle. Das ist leichter, ist aber nur anzuwenden, wenn man am Ufer steht.

Unter Wasser schwimmen wir mit langen Zügen, führen auch die Arme weit bis zu den Schenkeln durch und lassen vor allem den Kopf tief gebeugt, weil er uns sonst aufwärts steuern würde. Die Augen sind beim Tauchen unter Wasser stets *geöffnet*. Wenn man es einmal gemacht hat, merkt man, daß es gar nicht unangenehm ist, daß es aber sehr viel hilft, die Richtung zu finden . . .

Wie lernt man nun das Wasserspringen?

Man lernt es nur durch Üben, lieber Freund. Allerdings auch durch *überlegtes* Üben. Wenn ein Sprung mißlingt, muß das seine Gründe haben. Aber bis dahin übe folgendes:

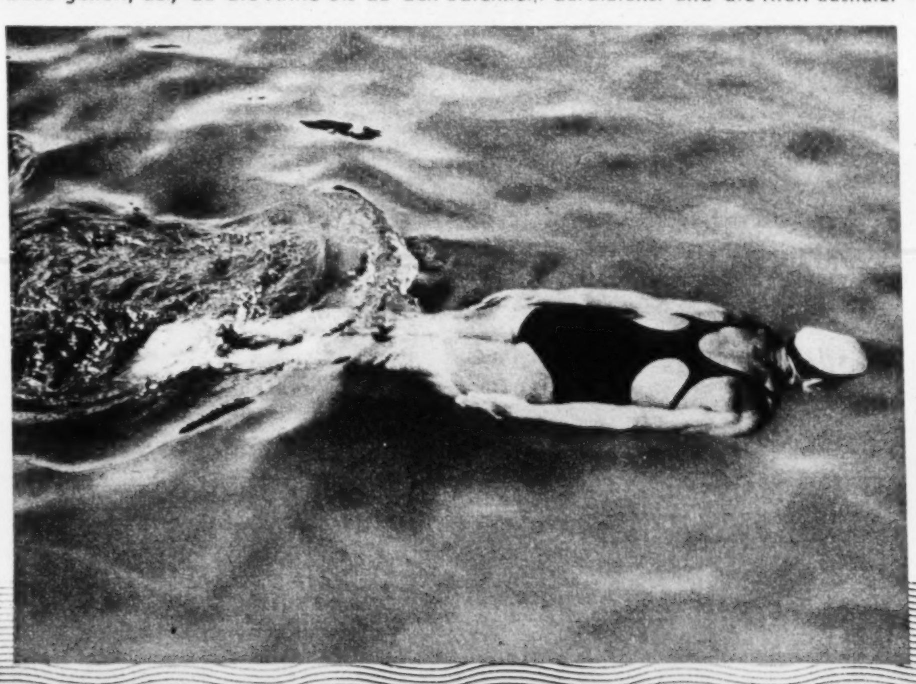
1. Geh auf das 1-Meter-Brett und bringe es ins Schwingen. Wenn es federt, dann laß dich durch den Schwung etwas abwerfen, bis du auf dem Brettende hüpfst. Dies *Hüpfen* ist das beste Mittel, um die Schwungkraft des Brettes zu erproben und sicher im Springen zu werden. Wenn du das kannst, dann mach einen großen Hupf und springe fußwärts ins Wasser.

Als zweites kommt der *Anlauf*. Stelle dich an den Anfang des Brettes, laufe leicht und natürlich bis etwa 80 Zentimeter vor das Brettende. Dort springe ab und hüpfe mit beiden Füßen auf das Ende. Dann kommt der Wurf und der *Flug durch die Luft*.

3. Jetzt kommt der *Kopfsprung* dran. Stelle dich ans Brettende, recke die Arme hoch und beuge dich nieder; laß dein Gewicht etwas nach vorn gehen. Wenn du Übergewicht bekommst, laß dich ins Wasser fallen. So mußt du beim Kopfsprung eintauchen! Mit Anlauf geht das so, daß du beim Aufsteigen des Körpers die Beine nach rückwärts drückst, so daß der Körper sich dreht, bis der Kopf tiefer als die Beine liegt. Dann gehen die Arme vor dem Kopf zusammen, und du tauchst kopfwärts ein. Nun hast du den Anfang schon gelernt. Jetzt mußt du die Grundbewegungen in der Luft lernen: das *Hocken*, das ist ein Anziehen der Arme und Beine; das *Hechten*, das ist ein Einknicken in der Hüfte, und die *Schraube*, das ist eine Drehung um die Längsachse. Dabei wirst du schon merken, daß der *Kopf* durch seine Haltung und Bewegungen die Flugform in der Luft weitgehend steuert. Wenn du beim Kopfsprung den Kopf in den Nacken wirfst, so bleibt es ein Kopfsprung. Wenn du den Kopf auf die Brust senkst, so entsteht — ein Salto! Probier dir das mal aus! So, und dann kommt noch dein Sprung vom 3-Meter-Brett. Das ist nicht schlimmer als von niederer Höhe, nur dauert die Flugzeit länger. Ist das geschafft, dann bist du kein Anfänger mehr!

Johannes Kraft

So lernst du das Tauchen! *Mach wenig, aber wirksame Schwimmzüge unter Wasser. Dazu gehört, daß du die Arme bis zu den Schenkeln durchziehst und die Kraft ausnützt*



EIN GRUSS!

Aus dem hohen Norden schreibt uns Heinz Saumsiegel, einer der ältesten Presse-Abteilungsleiter aus den Gebieten:

„. . . Das neue Heft der „Jungen Welt" ist sehr farbig und ordentlich! Alle Kameraden schlagen sich um solch guten Lesestoff im hohen Norden. Die „Junge Welt" hat hier schon viele begeisterte Freunde gefunden . . . Viele Grüße an alle Kameraden in alter Frische . . ."

VERHÜTET Waldbrände



Hast du schon mal gehört, daß Tag für Tag 13 Brände durch Jugendliche verursacht werden?! Weißt du auch, daß die Brandschäden jährlich 400 Millionen Reichsmark, von denen man 20 000 Siedlungshäuser bauen könnte, betragen?

3000 Hektar Wald werden Jahr um Jahr durch Schadenfeuer verwüstet und tausend Jugendliche verlieren jährlich durch Feuer, Verbrühen, Explosion oder Blitzschlag ihr Leben!

Diesen Zahlen müssen wir nun Einhalt gebieten! Es genügt nicht nur, daß man in den Einheiten darangegangen ist, Feuerwehrscharen auszubilden, nein, es ist unbedingt notwendig, daß schon der jüngste Pimpf weiß, wie man einen Waldbrand verhütet, denn Vorbeugung ist die sicherste Bekämpfung der Brandgefahr.

Gerade auf unsern Fahrten und Lagern müssen wir genau die Waldschutzgesetze kennen. Nach diesen Bestimmungen ist es unter Androhung von Gefängnis und Geldstrafen verboten, im Walde, auf Moor- oder Heideflächen Feuer anzuzünden. Wir müssen unsere Feuerstellen immer mindestens 30 Meter von Waldungen entfernt anlegen. Steht der Wind zum Wald hin, nehmen wir am besten noch größeren Abstand. Im Umkreis von einigen Metern muß jedes leicht entzündbare Material vom Kochplatz entfernt werden. Ein Topf voll Wasser sollte immer zum Löschen bereitstehen. Bei starkem Wind werfen wir einen kleinen Wall um die Feuerstelle auf. Wo sich die Gelegenheit bietet, legt man den Feuerplatz in Sand- oder Kiesgruben, in Gräben, an Bächen, sonstigen Gewässern oder Halden an.

Jetzt im Sommer ist begreiflicherweise für Waldbrände die gefährlichste Zeit. Die meisten Waldbrände entstehen aus einem leichtsinnig weggeworfenen Streichholz. Wenn ihr einen noch glimmenden Zigarettenstummel irgendwo im Wald und besonders im dürren Gras seht, dann ist es selbstverständlich für euch, den Tabakrest gleich sorgfältig auszutreten.

Wie verhaltet ihr euch nun, wenn ihr ein entsprechendes Feuer bemerkt? Ihr lauft vor allen Dingen nicht kopflos weg, sondern stellt fest, welchen Umfang der Brand hat. Handelt es sich um ein kleineres Feuer, das noch nicht die Wipfel der Bäume ergriffen hat, also um ein sogenanntes Bodenfeuer, so versucht, das Feuer durch Ausschlagen mit grünen frischen Ästen, durch Bewerfen mit Erde (aber nicht mit trockenem Laub oder Nadeln) oder Austreten zu ersticken. Beim Ausschlagen mit Ästen darf man nie gegen den Wind vorgehen, sondern stets mit der Windrichtung, sonst schlägt einem die Flamme ins Gesicht. Rückzugswege müssen stets offengehalten werden! Bei jedem Brand aber ist es unsere erste Pflicht, unverzüglich und auf dem schnellsten Wege den Forst- und Polizeistationen, den freiwilligen Feuerwehren oder Waldarbeitern Meldung zu erstatten. Vergeßt nicht, daß es Fernsprecher gibt und daß ihr in diesem Falle Autos und Motorräder anhalten könnt!

Wir wollen alle in diesem Sommer dafür sorgen, daß die Waldbrände nicht in dem erschreckend großen Maße auftreten! Denkt daran, daß Holz ein wichtiger Rohstoff für unsere Wirtschaft ist! Denkt daran, daß wir unsern herrlichen deutschen Wald lieben! Deshalb die Parole für diesen Sommer: Verhütet Waldbrände!

Willi

Aus allen Ecken Deutschlands

Wir sehen es an den vielen Briefen, Berichten und Gedichten, die täglich auf den Schreibtisch unserer Schriftleitung gelangen: Überall in der Heimat, in allen Formationen der HJ. und des BDM. hat der Krieg auch unserm HJ.-Dienst ein besonderes Gepräge gegeben. Wie sehr sind doch all unsere Jungen und Mädel den großen Kameraden da draußen verbunden! Wie bedauern unsere Jungen aber auch, noch zu jung zu sein und noch nicht dabei sein zu können. Trotzdem helfen auch sie auf ihre Art in diesem Kriege mit. Auch sie wollen „dabei sein", und es gibt eine Unzahl von Möglichkeiten, auch hier in der Heimat helfen und anzupacken.

Von solchen Hilfsdiensten, und vor allem von der großen Kameradschaft unserer Jugend mit den Feldgrauen sollen die Briefe aus allen Ecken Deutschlands berichten:

Fähnlein 16/357 Lengefeld i. Sa.

Es ist am Vortage des Führergeburtstages, gerade, als wir die Aufnahmefeier des neuen Jahrganges beendet haben. Ich will mein Fähnlein gerade wegtreten lassen, als auf einmal ein Jungenschaftsführer auf mich zustürzte und meldet: „Fähnleinführer, eben ist die Feuerwehr zum Hammelberg gefahren, der Wald brennt!" Verflixt! Hammelberg — Wald brennt, durchfährt es mich. Im selben Augenblick denke ich: „Wir müssen helfen! Sofort helfen!" Ich gebe sofort die Befehle: „Fähnlein 16/357 rechts um! Im Laufschritt marsch — marsch!" Schneller, schneller die Spitze, der Wald brennt und wir müssen helfen! Wir rennen. Links, zwei, drei, vier, trapp, trapp, trapp. Und da! Jetzt sahen wir auch schon eine graue, rauchige Wolke! Das ist der Brand! Neuer Dauerlauf. Endlich kommen wir, in Schweiß gebadet, an.

Doch jetzt gibt es kein Ausruhen. Schon ist die Schonung kohlrabenschwarz gebrannt. Eine rasende Feuerschlange wälzt sich dem Hochwald zu. Ich stelle meine Einheit dem Brandmeister zur Verfügung. „Die ersten zehn Glieder in den Hochwald, marsch, marsch, und je zwei Fichtenzweige holen! Die anderen folgen mir" rufe ich, schon wieder im Laufschritt. — Das alles aber ist ein Werk weniger Minuten.

„Auf die ganze Linie verteilen!" Schon stürzen sich die Jungen in die Lücken zwischen die Feuerwehrmänner und schlagen und dreschen, klopfen und wischen die fressenden Flammen aus. Ich werfe meine Aktentasche fort und reiße einen Fichtenzweig an mich, mit dem ich bis in die Flammen laufe und sie mit verzweifelter Anstrengung totschlage. Und wirklich, vereint mit den Feuerwehrmännern, ist es uns gelungen, den Brand bald zu löschen. Mit Feldherrnblick mustern wir unser Werk. Neben mir der Feuerwehrmann sagt: „Na — wenn ihr nicht gekommen wärt, wir hätten es allein nicht so schnell geschafft!"

Da bin ich auf meine Jungen mächtig stolz.

Unsere Kehlen sind von der Hitze der Flammen wie ausgedörrt und bringen nur heisere Laute hervor. Die Lippen sind aufgesprungen, die Gesichter brennen. Wir sind glücklich und schweigen. Unterwegs jedoch bricht die Freude aus uns heraus und wir singen: „Der Wald ist unsere Liebe, der Himmel unser Zelt!"



Frankfurt am Main

Suse und ich, wir beide hatten auf dem Hauptbahnhof Lotsendienst. Da sahen wir auf einmal einen Flaksoldaten, feldmarschmäßig bepackt, mit Gewehr, Tornister, Stahlhelm und Gasmaske. Aber noch viel mehr hatte er zu schleppen — am Koppel und Tornister, am Brotbeutel und den Mantelknöpfen baumelten kleine Päckchen, und neben ihm, am Bahnsteig, lehnten zwei mächtige Pappkästen. Suse meinte: „Bepackt wie Knecht Ruprecht.“ Das hatte er gehört, er drehte sich um und lachte: „Alles für die Kameraden der Kompanie, die andern haben noch keinen Urlaub, und da bringe ich halt die Packerle aus der Heimat mit, ich bin schneller als die Feldpost.“

„Die werden sich draußen freuen!“ sagten wir zwei. „Haben Sie lange Aufenthalt? Drei Stunden? Und wollen Sie die ganze Zeit hier stehen bleiben?“ — „Oh, das macht nichts. Ich hätte mir zwar ganz gern die Stadt angesehen, aber . . .“ — „Wir wollen schon Wache halten“, versichern wir rasch, „wir achten auf die ‚Packerle‘ wie die Luchse!“ Erfreut guckt sich der Flakurlauber aus der Ostmark unsere Stadt an, und inzwischen sitzen wir zwei Jungmädel auf einer Kiste, vor uns ein Berg von Päckchen und Paketen. Nachher haben wir ihm noch in seinen Fronturlauberzug geholfen und bekamen zum Dank einen festen Händedruck, und er rief: „Heil Hitler, kleine Kameradin!“ Auf diesen Titel sind Suse und ich natürlich mächtig stolz gewesen.

Am Haarstrang (Westfalen)

Wo auch Soldaten über die Straßen unserer Städte und Dörfer ziehen, wo Soldaten in Quartier gehen, am begeistertsten und freudigsten werden sie immer von uns Pimpfen empfangen. Überall ist das so. In Stadt und Land. Auch bei uns im Dorf liegen Soldaten. Ich will euch davon erzählen.

Als die Soldaten einrückten, da mußten wir Jungen ihnen die Quartiere anweisen und sie zu ihren Quartierleuten bringen. Jeder von uns Pimpfen bekam einen Soldaten, den er in das Privatquartier bringen mußte. Und ich bekam sogar einen Leutnant. Ich habe ihn schrecklich viel gefragt. Doch ich habe auch immer eine freundliche Antwort bekommen. Ich wollte wissen, wieviel Schuß ein Maschinengewehr in der Minute abfeuert, wie man eine feindliche Stellung nimmt und wie ein Stuka sich auf sein Bombenziel stürzt. Als wir in dem Quartier angekommen waren, wollte mir der Leutnant ein paar Groschen geben, weil der Weg so weit gewesen ist. Das habe ich aber nicht angenommen: „Ich bin doch kein Laufjunge“, habe ich gesagt. Heinz, der Jungenschaftsführer ist und im Geländedienst allerhand los hat, mußte einem Unteroffizier das Quartier zeigen. Der hat ihn gefragt, was das für ein Berg sei. Heinz antwortete knapp: „Höhe 205“. Da lachte der Unteroffizier, sagte genau so knapp: „Danke“, und führte die Hand an die Mütze. Ja, wir können euch viel erzählen von unseren Soldaten. Alle haben wir schon einmal den Stahlhelm aufsetzen dürfen. Und in der nächsten Woche, bevor unsere Soldaten an die Front rücken, wollen wir noch zusammen einen großen Dorfgemeinschaftsabend durchführen. Darauf freuen wir uns ganz besonders. (Schickt laufend eure Erlebnisse an unsere Schriftleitung ein. Wir werden die besten immer veröffentlichen, damit alle Kameraden im Reich davon erfahren.)

Preisaufgabe:



Nun habt ihr euch schon an vielen Preisaufgaben den Kopf zerbrochen. In der Karten-, Gelände-, ja selbst in der Naturkunde habt ihr euere Kenntnisse bewiesen. Diesmal wollen wir sehen, ob ihr auch wißt, wie ihr euch in praktischen Handfertigkeiten helfen könnt. Gerade jetzt, wo ihr oft den Vater oder Bruder im Hause ersetzen sollt, müßt ihr diese praktischen Kniffe kennen.

Hier erzählen wir euch von einem, der alle die Kniffe nicht kannte und jedesmal in den Verzweiflungsschrei „Wer hilft?“ ausbrach. Ihm sollt ihr nun helfen. Sechsmal sollt ihr einspringen und diese sechs Antworten dann bis zum 15. Juli an uns, die Schriftleitung der „Jungen Welt“, Berlin SW 68, Zimmerstraße 87, einschicken. Euer Fleiß wird belohnt werden, denn wir haben als Preise, wie immer, zehn Jahrbücher „Jungen, Euere Welt“ und dazu zwanzig Exemplare des Büchleins „Ich weiß mir zu helfen!“ ausgesetzt.

Willi war einer von denen, die sich oft bei den einfachsten Arbeiten nicht zu helfen wissen. Er war in praktischen Dingen zu nichts zu gebrauchen, und seine Mutter nannte ihn einen Tolpatsch. Er war im wahrsten Sinne des Wortes *unpraktisch*. Ja, früher hatte der Vater die kleinen Schäden im Hause ausgebessert, jetzt aber hatte der Vater den grauen Rock angezogen und Willi wurde nun oft von seiner Mutter zu solchen kleinen Handfertigkeiten, bei denen man nicht erst einen Handwerker und Fachmann zu holen braucht, herangezogen.

So sollte er eines Tages nur ganz einfach einen *Nagel in die Wand schlagen*. Willi nahm einen Hammer und einen Zehnzöller und, nachdem er sich erst einige Male auf die Finger geschlagen hatte, traf er endlich den Nagelkopf. Doch, o weh, den ersten Nagel schlug er krumm in die Wand, und der andere bröckelte ein großes Loch. Ach, Willi wußte nicht einmal, wie man richtig einen Nagel in die Wand schlägt. **(Wer hilft! — 1).**

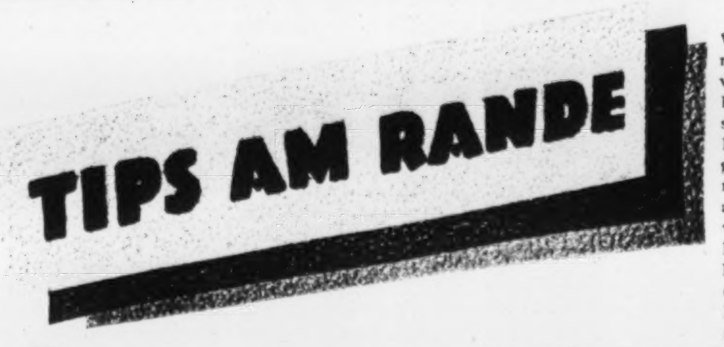
Die *Nägel* aber machten ihm noch einmal zu schaffen, denn eines Tages sagte ihm die Mutter: „Willi, Vater konnte immer die Nägel, die locker in der Wand sitzen, wieder festmachen. Hier dieser Nagel sitzt auch wieder ganz locker. Bitte, schlage ihn doch fest!“ Willi sagte: „Mutter, das geht nicht! Wenn ein Nagel locker ist, dann liegt das eben an der Wand und da kann man nichts dazu machen.“ **(Wer hilft! — 2).**

Ein anderes Mal machte ihm ein *Stuhl* große Sorgen. Die Mutter hatte ihn gebeten, den guten Wohnzimmerstuhl wieder zu reparieren, weil er in der letzten Zeit erbärmlich wackelte, er wackelte an allen Ecken. Willi wußte keinen anderen Rat, als sich auf den Stuhl zu setzen, um dann nach kurzem, entschlossenem Überlegen den Stuhl auf den Buckel zu nehmen und ihn zu einem Schreinermeister zu bringen. Die Reparatur bezahlte er allerdings von seinem eigenen Taschengeld, denn er wollte sich vor seiner Mutter und seinen Geschwistern nicht schon wieder blamieren. Willi hätte es einfacher haben können. **(Wer hilft! — 3).**

Eines Tages sah er, wie seine Mutter sich an dem Küchenfenster zu schaffen machte, das sich nicht mehr schließen ließ. Sie sagte zu Willi, daß der Vater in solchen Dingen immer schnell Abhilfe gewußt hätte, und fragte ihren Sohn, ob er nicht wisse, was man da machen solle. Willi zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf. Ach, daß er aber auch immer so unpraktisch war. **(Wer hilft! — 4).**

Nicht nur im Hause machte sich diese Hilflosigkeit von Willi bemerkbar, nein, auch auf einer Fahrt merkte er plötzlich, daß seine Schuhe nicht wasserdicht waren. Wenn sie bei Wind und Wetter marschierten, dann hatte er immer ganz nasse Füße. **(Wer hilft! — 5).**

Willi sah ein, daß er in diesen kleinen Handfertigkeiten wirklich ein Tolpatsch war, und eines Tages ließ er sich im Lager von einem Kameraden allerhand solche kleinen Bastel- und Handwerkskniffe beibringen. Ob er noch einmal „praktisch“ wird?



Wie oft haben wir euch schon von unseren Fähnlein und Gefolgschaftschroniken, Lager und Fahrtentagebüchern erzählt! Wieviel Freude haben uns immer wieder diese Aufzeichnungen gemacht, die oft erst in Kladden und auf Papierfetzen geschrieben wurden, um später dann mit allem Eifer und aller Sorgfalt schmuckvoll eingebunden zu werden!

Heute wollen wir euch von einem Kriegstagebuch erzählen, das uns voller Stolz ein Jungenschaftsführer zeigte und das sicher tausend Gegenbeispiele im Reich findet. Es wäre schön, wenn jede Jungenschaft und Kameradschaft sich solch ein Kriegstagebuch zulegte und deshalb wollen wir euch heute einmal über das Äußere und den Inhalt einiges sagen.

Bleiben wir zunächst einmal bei dem Äußeren. Es muß ganz selbstverständlich für uns sein, daß wir nicht die erste beste Kladde für unser Kriegstagebuch nehmen. Nein, das Ganze soll stilvoll, sauber und ordentlich in Graphik und Schrift zusammengestellt werden, so, daß ihr später einmal, wenn der Krieg zum siegreichen Ende geführt ist, eine wertvolle Chronik angelegt habt, an der die Jungen, die dann in eure Jungenschaft nachrücken und auch ihr selbst, Freude daran behaltet. Deshalb vorerst noch einmal einige Anleitungen zum Bau einer solchen Kriegschronik: Wir besorgen uns beim Tischler oder bei einer Holzhandlung zwei Sperrholzplatten 24 mal 32 mit einer Stärke von 16 mm. Diese Platten werden mit Sandpapier sauber abgeschliffen, dann vom Holzstaub befreit. Jetzt rühren wir schwarze Wasserbeize (erhältlich bei jedem Drogisten) an und tragen diese mit einem Pinsel auf. Aus 4 mm starkem weißem Sperrholz sägen wir nun mit der Laubsäge ein Rechteck 6 mal 32 aus, des weiteren in Frakturschrift etwa „Kriegstagebuch 1939/40“, und in kleineren Buchstaben „Jungenschaft Schill“ oder ähnlich. Auf die Platten und die Buchstaben tragen wir mit einem weißen, nicht fasernden Lappen ganz dünn farblose Spiritusmattine auf. Wenn alles gut getrocknet ist, reißen wir mit einem spitzen Bleistift auf der einen schwarzen Platte an, wo die ausgesägten Buchstaben und das Rechteck aufgeklebt werden sollen. Jetzt kleben wir das Rechteck auf die linke Seite der Deckplatte, die Buchstaben rechts davon. Wir verwenden dazu heißen Knochenleim oder Kaltleim. Unbedingte Sauberkeit ist dabei erforderlich. Um ein besseres Halten zu erzielen, ist es nötig, die Platte mit größeren Büchern zu beschweren und über Nacht stehenzulassen. Wenn alles trocken ist, bohren wir in der Mitte der linken Seite durch beide Platten zwei Stück 5 mm breite Löcher in der Entfernung wie bei einem Bürolocher, damit die Blätter, die eingeheftet werden sollen, mit einem normalen Locher gelocht werden können. Durch die Löcher können wir nun entweder einen Pergamentstreifen, einen Lederriemen oder eine Schnur ziehen und mit einer Schleife zuhalten.

Hiermit haben wir euch eine kleine Anleitung für den Bau eines solchen Kriegstagebuches gegeben. Kommen wir nun von dem Äußeren zum Inneren: Es können mehrere Jungen aus eurer Kameradschaft oder Jungenschaft dieses Buch führen. Der eine, und zwar ist das der, der am besten schreiben kann, wird mit der Ausgestaltung und dem Schreiben des Kriegstagebuches beauftragt. Ein anderer durchblättert jeden Tag die Zeitungen und Zeitschriften nach guten Bildern — dazu könnt ihr bestimmt viele Bilder aus dieser „Jungen Welt“ gebrauchen — ein anderer sucht die spannendsten Erlebnisberichte aus. Wieder ein anderer Kamerad faßt die täglichen Ereignisse in einem kurzen Bericht, der ruhig stichwortartig sein kann, zusammen. Dann aber gehören vor allen Dingen die Briefe eurer Kameraden, vielleicht eurer ehemaligen Einheitsführer, in dieses Kriegstagebuch. Es ist selbstverständlich, daß euer Einsatz und eure Hilfe, die ihr in diesem Krieg leistet, in euerm Kriegstagebuch in Form von Erlebnisberichten nicht fehlen darf!

Wir glauben, daß so manche „wertvolle Chronik“ entsteht, die erst später in ihrer vollen Bedeutung zu erkennen ist.

Willi.



Vor mir liegt ein Brief aus Portugiesisch-Mozambique, dessen 11 bunte Marken mit den schönen Tierbildern mein Interesse finden. In wem von uns erwacht nicht beim Anblick dieser farbenfreudigen Tiermarken die Sehnsucht nach fremden Erdteilen mit all seinen Geheimnissen! Schmückt nicht eure Phantasie sofort die Begegnung mit den wilden Tieren mit allen möglichen Abenteuern. Hört ihr nicht das schaurige Brüllen der Löwen, das Fauchen des Tigers oder das Gekrächze der Geier um die Aasbeute?

Durch diesen Briefumschlag angeregt, seht einmal eure Markenschätze nach weiteren Tierbildern durch. Da werdet ihr mehrere hundert Briefmarken mit einem unermeßlichen Tierreichtum finden. Tiere seltenster Art, die ihr meist nur als Gefangene hinter den Gittern der Zoologischen Gärten kennt, sind auf den Markenbildern in ihrer Heimat, in der natürlichen Wildnis dargestellt.

Auf einer Flugpostmarke steht auf einem Steinblock ein isländischer Jagdfalke, auf den neuesten Freimarken wird mit einem Schwarm Heringe und einem Kabeljau auf den Fischreichtum hingewiesen. Besonders schön sind die Vogelstudien auf den Marken Liechtensteins. Da sehen wir fliegende Rauchschwalben, Bussarde beim Verfolgen einer Taube, Möwen im Fluge, horstende und fliegende Adler und einen die Flügel schwingenden Bartgeier. Eine Krähe im Fluge zeigt eine niederländische Luftpostmarke. Ein Adler beim Fluge über der Erdkugel ist die symbolische Zeichnung für die letzte deutsche Flugpostausgabe. Erstaunt erblicken wir Vertreter der heimatlichen Tierwelt: Füchse, Dachse, Eichhörnchen, Fischotter und Elche auf einer Markenreihe des nordmongolischen Staates Tanna-Tuwa.

Reich ist die Tierwelt Afrikas. Eine Antilope, eine Löwin, ein Strauß, ein Schopfadler, ein Leopard, Kamele schmücken die schönen Kolonialmarken von Italienisch-Tripolitanien, ein ruhendes Dromedar, erlegte Haifische an Bord eines Schiffes, angreifende afrikanische Elefanten und eine Grantsgazelle zieren die Marken von Italienisch-Erythräa. Recht wirkungsvoll sind auch andere Kolonialmarken mit dem Kopf einer Löwin, eines Wasserbüffels, Watussi-Rindern, dem Marabu und Geiern am Aas. Die größte Seltenheit ist wohl ein Vertreter der Giraffenfamilie, das in den Sumpfwäldern Kongos lebende Okapi. Das Okapi hat entgegen den Giraffen einen kurzen Hals und einen langen Kopf mit großen Ohren. Die Beine sind fast gleich lang, so daß auch der eigenartige Giraffengang fortfällt, den ihr sicher in Filmen oder im Zoo bewundert habt.

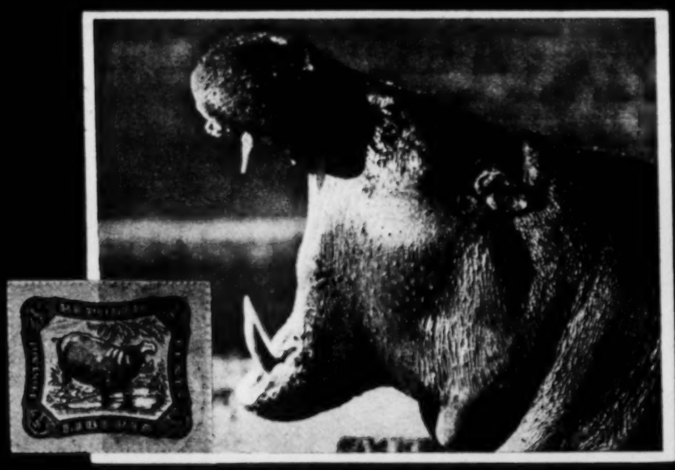
ZOOLOGIE AUF



Deutschland — Kaiser-Adler



Afrika, Liberia — Kaffer-Büffel

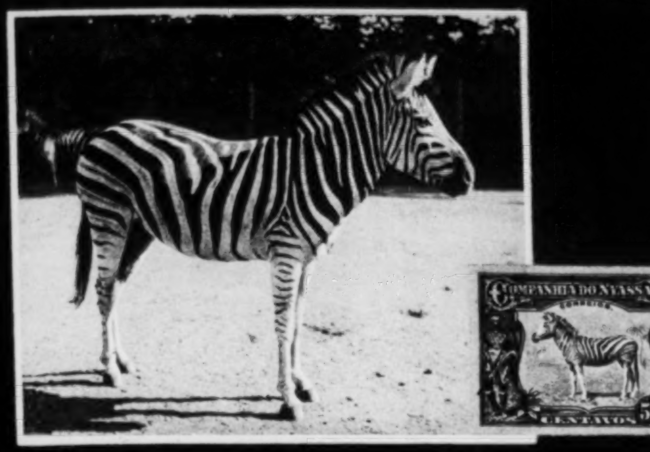


Afrika, Liberia — Zwerg-Flußpferd



Schweiz — Weiße Tauben

UF BRIEFMARKEN



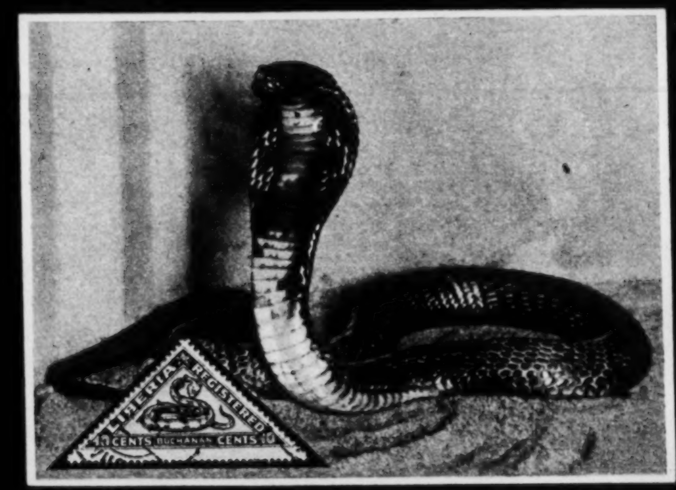
Afrika, Nyassa Zebra



Afrika, Nyassa Dromedar



Australien Riesen-Känguruh



Afrika, Liberia Uzäus-Schlange

Das dunkelbraune Fell ist an den Beinen und Hüften hell gestreift. Es ist bisher nur gelungen, ein einziges lebendes Exemplar in einem europäischen Zoo zu halten.

Der letzte selbständige afrikanische Freistaat Liberia ist mit seiner Tierwelt auf Marken reich vertreten. Da sehen wir im hohen Gras einen Kafferbüffel, ein ins Wasser steigendes Flußpferd mit seinem riesigen Rachen, die Uräus-Schlange, Antilopenherden, Elefanten, Leoparde, einen Schlammspringer, Möwen, Adler und Edelreiher im Fluge. Auf einer Serie der Südafrikanischen Union seht ihr als Vertreter der Antilopenfamilie zwei Gnus auf der Flucht. Gnus sehen halb wie Pferde und halb wie Rinder aus, da sie eine richtige Pferdemähne und einen Pferdeschwanz und doch Hörner auf dem Pferdekopf haben. Sehr sorgfältig ist die Wiedergabe zahlreicher Tiere auf den Marken Nord-Borneos. Sie machen mit einem Orang-Utan, dem Honigbär, dem Schrabrackentapir, ebenfalls einer Giraffenart mit beweglichem Rüssel, in schwärzlicher Farbe mit grauweißem Hinterteil, dem Nashorn, Wildschweinen, dem anschleichenden Panther, dem gefährlichen Alligator, einem Riesenhirsch, dem Nashornvogel, dem klugen Kakadu und dem Kasuar bekannt.

Eine bunte Pfauentaube, ein Kiwi, ein Tui und Schneehühner sind die Vögel Neufundlands, zu denen sich eine Rieseneidechse, Seehunde, Robben, Renntiere, springende Lachse und der Schwertfisch gesellen. Auf den Marken von Neu-Südwales entdeckt ihr den mit farbenprächtigen Federn geschmückten Leierschwanz und als Verwandten des Vogel Strauß den Emu.

Grönland mit seinen Eisbergen beherbergt den Eisbären, und in Thule entsteigt dem Meere ein riesiges Walroß. Auf den Falklandinseln kommen die possierlich ausschauenden Pinguine angewackelt und riesige Walfischknochen künden die Heimat des Wales.

Einen gefährlichen Vertreter der Insektenwelt findet ihr auf einer Wohlfahrtsmarke Mexikos, die Malaria-Mücke, die aus den Sümpfen das heimtückische Fieber auf die Menschen überträgt. Australien ist mit seinem charakteristischen Beuteltier, dem hüpfenden Kängeruh, und dem Lachvogel vertreten.

Bei Südamerika findet ihr bei Bolivien die Lamas mit ihrem langen Fell, die höckerlose Kamele. Sie werden mit Lassos gefangen und als Lasttiere verwendet. Sie haben die eigenartige Angewohnheit, zu spucken, wenn man sie ärgert. Edelreiher an tropischen Gewässern, der mit dem gelben Riesenschnabel ausgestattete Vogel, den ihr sicher im Zoo angestaunt und euch gewundert habt, daß er nicht sein Gleichgewicht verliert, ist der Tukan. Das Wappentier Boliviens ist der in den Gipfeln der Anden horstende Kondor. Ein nur winziges und doch sehr begehrtes Tier ist die Haselmaus. Wegen ihres seidenweichen Felles ist diese Chinchillamaus fast völlig ausgerottet und kommt nur noch in den Zuchtfarmen Bolivien vor. In Argentinien sind es kräftige Rinder und die durch ihre kostbare Wolle bekannten Merinoschafe, die von dem hohen Stand der Tierzucht künden. Mit Schaf- und Rinderherden weist auch Chile auf die Viehzucht hin. Ein Bild, das auf Jungen immer einen besonderen Eindruck macht, ist die Büffeljagd der Indianer auf einer alten Marke der Vereinigten Staaten.

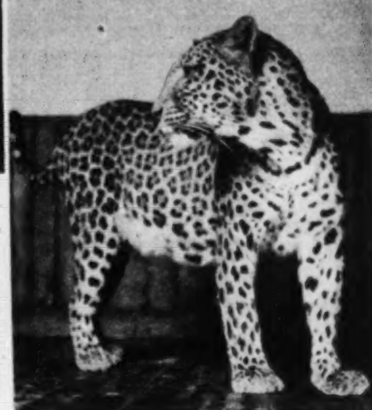
Unser Briefmarken-Zoo ließe sich noch erheblich vergrößern. Wenn ihr so die Marken aufmerksam betrachtet und noch den Atlas zur Hand nehmt, dann bieten die



Indien, Perak, Sunda-Tigerin



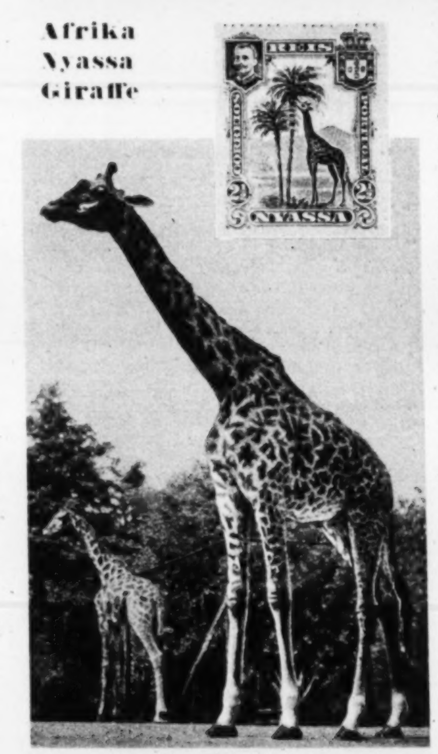
Afrika, Kongo



Leopard



Afrika Nyassa Giraffe



Markenbilder ein wertvolles Anschauungsmittel zur Erweiterung der zoologischen Kenntnisse. Nehmt einmal alle Tiermarken aus eurer Sammlung heraus und klebt sie nach Ländern, also den Heimatgebieten der Tiere auf. Vielleicht zeichnet ihr noch die Landkarte der entsprechenden Staaten oben ein oder verschönt die Bogen durch Landschafts- oder Tierbilder. Auf der letzten großen Nationalen Briefmarken - Ausstellung in Berlin wurde eine solche Sammlung von Tiermarken eines zwölfjährigen Jungen gezeigt und mit einem Preis ausgezeichnet! B. Muchow

„Warum" ist das so?

Auflösung unserer Preisaufgabe

Dieses Mal sind nicht so ungeheuer viele richtige Lösungen auf dem Schreibtisch unserer Schriftleitung angelangt, wie bei den anderen Preisaufgaben, trotzdem es sich hier um Dinge handelte, die schon dem kleinsten Pimpfen im Alltagsdienst, bei Geländespielen, auf Fahrt oder im Lager längst selbstverständlich geworden sind. Es ist wirklich so, wie wir schon im vorigen Heft sagten: Für die meisten sind diese Dinge feststehende Tatsachen, und niemand fragt mehr nach dem „Warum?".

Hier habt ihr nun die Lösungen:

1. Die Erde dreht sich in 24 Stunden einmal = Tag und Nacht. Der kleine Zeiger der Uhr dreht sich in 24 Stunden aber zweimal, legt also den ganzen Kreisweg doppelt zurück; deshalb müssen wir den Winkel zwischen der „12" und dem kleinen Zeiger halbieren.

2. Der kleine Pfeil auf dem Kompaß ist magnetisch Nord und das N geographisch Nord. Diesen Unterschied nennen wir „Mißweisung". Magnetisch Nord zieht die Magnetnadel an und bewirkt somit die richtige Einstellung vom Kompaß.

3. Neue Schuhe drücken und scheuern, da das Leder noch hart ist.

4. Um seine Schar vor dem Überfall der gegnerischen Partei zu schützen, ließ der Scharführer in Marschsicherung marschieren.

5. Die Keule erhält zunächst die richtige Flugwirkung, man hat dann größere Treffsicherheit. Außerdem erhält die Keule einen größeren Schwung.

6. Der Gefahr des Waldbrandes und der damit verbundenen Vernichtung wertvollsten Volksgutes wegen legen wir Kochstellen mindestens in 30 Meter Entfernung vom Waldrand an.

7. Durch die schnellen Umdrehungen der Schiffsschraube werden wir an das Schiff herangezogen, und es besteht leicht die Gefahr, in die Schraube hineinzugeraten. Außerdem kann Heißwasserabfluß gefährlich werden!

8. Wir werden durch die Sonne geblendet, kneifen unwillkürlich die Augen zusammen, die Ziele werden kleiner, und es entsteht der Eindruck, daß sie weiter entfernt sind als in Wirklichkeit.

9. Bei Naßwerden der Meldung verwischt mit Tintenstift Geschriebenes und wird unleserlich.

10. Der Gefahr des Erstickens wegen geben wir Bewußtlosen niemals zu trinken.

Wegen Platzmangel konnten wir hier die 10 Fragen nur ganz knapp und flüchtig beantworten. Wenn ihr Genaueres wissen wollt, dann nehmt euer Buch „Pimpf im Dienst" und „HJ. im Dienst" zur Hilfe.

Das Los entschied für die Kameraden:

Willi Büssow (Rügen), Walter Werner (Rüdesheim), Gerhard Kaiser (Heilbronn), Paul Döring (Wurzen), Kurt Sievers (Gerstedt), Karlheinz Jost (Eickelborn, Westf.), Günter Bönisch (Sudetengau), Paul Werner (Berlin), Konrad Eckarth (Grünberg), Peter Ostermayr (Höver).

Diese zehn Kameraden wurden von uns mit Buchpreisen belohnt. Die andern Kameraden, denen das Los wieder einmal einen Streich gespielt hat, bitten wir beim neuen Preisausschreiben um Beteiligung.

Die Aufnahmen dieses Heftes stammen von: Hoffmann (21), Mauritius (2), Spudich (4), Liebe (1), Weltbild (3), Bankhardt (1), Atlantik (1), Kaufmann (1), Schal (3), Volksbund-Archiv (2), Muchow (13). — Die Zeichnungen stammen von: Wendt (1), -nicki (5), alle übrigen von Felber

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt:
Wilhelm Utermann, Berlin

Fernsprecher: 11 00 22 für Ortsgespräche, 11 60 71 für Ferngespräche. Anzeigenleiter: Ulrich Herold, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf., G.m.b.H., Zentralverlag der NSDAP., Zweigniederlassung Berlin SW 68, Zimmerstr. 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., Berlin SW 68, Dresdener Straße 43. — Bezug durch den Verlag, die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis bei Zustellung durch Boten monatlich 30 Rpf. zuzüglich Zustellgebühr und bei Postbezug vierteljährlich 90 Rpf. zuzüglich 6 Rpf. Zustellgebühr. Die Post nimmt auch Neubestellungen für die letzten beiden Monate oder den letzten Monat des Kalendervierteljahres entgegen. — Ausland mit ermäßigten Drucksachengebühren 98 Rpf., übriges Ausland 1,28 RM. einschließlich Porto. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig. Für unverlangt eingesandte Beiträge und Einsendungen übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.


AUS NÜRNBERG
die deutsche Meisterpatrone
R
SINOXID
Für das Kleinkaliberschießen
RHEINISCH-WESTFÄLISCHE
SPRENGSTOFF-A.-G. NÜRNBERG






Der Schaft schießt!
Walther-Kleinkaliber-Büchsen sind vorbildlich und sportgerecht geschäftet.
WALTHER
Klein-Kaliber-Büchsen


Stationäre Motoren
Flugmotoren
ZÜNDAPP
ZUVERLÄSSIG
ZÜNDAPP-WERKE G.M.B.H NÜRNBERG

